

Timon Schlichenmaier

ASCHENWELT

© 2014 bei Timon Schlichenmaier / Timon Verlag, Hamburg
Coverillustration: Katharina Schlichting

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-938335-32-1

www.timonverlag.de

www.timonschlichenmaier.de



TIMON
SCHLICHEN
MAIER

ASCHENBREUTEL

ROMAN

tv

für Johanna und Benedikt

Eins Jo lehnte sich über die Reling ihres Flug-schiffes und schaute hinab auf einen bun-ten Flickenteppich aus Wiesen, Wäldern, Wassern und Städten. Sie winkte und rief etwas hinab, das die Be-wohner dieser Welt nicht verstehen konnten, zu weit oben schwebte sie mit ihrem Schiff. Es umkreiste ein kirchturmshohes Windrad, das in der Mitte einer Stadt surrte und die Farben seiner Flügel weit in die Welt hinausstrahlte. Jo blickte hinauf in den Himmel, ein Sonnenstrahl durchbrach gerade eine der Wattewolken und blendete sie. Sie blinzelte und schlug die Augen auf. Sie lag in einem fremden Bett in einem fremden Zimmer.

Die Sonne strahlte hell und warm durch ein nur mit dünnen Gardinen verhängtes Fenster und fiel auf nackte Haut neben Jo. Sie ließ ihren Blick über die Rundung des Pos gleiten, hinab auf den fein gewölbten Bauch und langsam hinauf zu den beiden hellen Brüsten. Dort verweilte sie und erfreute sich über den Anblick. Die Frau an ihrer Seite schlief noch, den Mund leicht geöffnet, ein we-nig der weißen Zähne blinkte hervor, der Atem ruhig und gleich-mäßig, die Augenlider geschlossen. Mach sie auf. Ich möchte deine Augen sehen, in ihnen versinken. Jo fuhr mit ihren Fingern durch das schwarze lange Haar der Frau, ließ Strähne für Strähne hin-

durchgleiten, es roch so frisch und klar wie die Morgensonne, die sie beide wärmte. Als ob Schneewittchen aus ihrem Glassarg gestiegen wäre, um dann schnurstracks zu ihr zu laufen. Dieser Gedanke kam Jo schon einige Tage zuvor, als sich Nadeschdas und ihre Blicke zum ersten Mal begegnet waren. Jo hatte sich spontan verliebt – zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder. Zum ersten Mal war sie wieder mit jemandem nach Hause gegangen und in ein fremdes Bett gestiegen. Sie hatte Nadeschda auf einer Party kennengelernt.

Jo wollte erst gar nicht hin, wollte zuhause bleiben, malen, Tee trinken, gammeln, in Ruhe gelassen werden. So wie sie es seit Jahren am liebsten hatte.

»Wir gehen jetzt da hin, du faules Stück«, sagte Kevin, der mit ihr zusammen in der kleinen Altbauwohnung lebte und die selbstgesetzte Aufgabe zu haben schien, sie immer wieder mit seiner nie enden wollenden Feierlaune anstecken zu müssen.

»Nenn mich nicht so, du blöder Arsch. Du weißt ganz genau, dass ich keinen Bock auf sowas hab.«

Kevin verdrehte die Augen. Kein Mitgefühl, kein Verständnis. Jo ärgerte sich über ihn. Er von allen musste doch wissen, dass sie keine Partygängerin mehr war, schon lange nicht mehr.

»Komm schon«, unternahm er einen weiteren Versuch. »Wir sind jetzt Studenten, und Studenten gehen feiern. Am besten jeden Tag. Außerdem beginnt jetzt ein neues Leben, und du solltest endlich mal wieder unter Leute. Ehrlich.«

»Und was soll ich da?«

»Was soll man auf einer Party! Spaß haben, Leute kennenlernen. Leben!«

»Ich lebe.« Jo widmete sich wieder ihrem Bild, das sie an ihre Wand pinselte. So viel jungfräuliche Wand, die schrie geradezu danach, bemalt zu werden.

»Nein, tust du nicht.« Kevin nahm ihr den Pinsel aus der Hand und packte sie an den Schultern. Jo warf ihm einen verwirrten Blick zu.

»Hör zu, Jo«, begann er. »Ich bin hier, weil du mich gebeten hast, auf dich aufzupassen. Und das tu ich gerne, das weißt du. Manchmal

glaube ich gar, dass ich nur dafür auf der Welt bin. Mag sein. Und wenn, ich beschwere mich nicht, denn ich wollte es ja selbst so.« Er machte eine kleine Pause und schien über irgendetwas nachzudenken, denn er drehte seine Augen schräg nach oben, als suche er an der Decke einen Hinweis, wie seine Rede nun weitergehen könne. Er wurde fündig und ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. »Ich werde heute Abend da hingehen«, sagte er. »Und du wirst dabei sein, sonst kann ich nämlich nicht auf dich aufpassen.« Sein Grinsen breitete sich noch weiter aus.

»Ich kann auf mich alleine aufpassen, Kevin.«

»Au Mann. Das weiß ich doch auch! Sollte auch bloß ein Witz sein.« Er ließ ihre Schultern wieder los und blickte eine Weile mit ernstem Gesicht auf sie hinab.

»Jetzt komm schon«, unternahm er einen letzten Versuch. »Das wird bestimmt lustig. Lass uns da hingehen, uns über die besoffenen Studenten amüsieren. Ich schau mich nach einer hübschen Studentin um und du auch. Ich geb dir auch einen alkoholfreien Cocktail aus. Ach was, der ganze Abend: Auf meine Rechnung!« Er breitete die Arme aus wie ein freigiebiger Gönner. »Na? Was sagste.«

Jo seufzte. Kevin etwas abzuschlagen war nahezu unmöglich. »Ich hab aber gar nichts zum Anziehen.« Ein halbherziger Versuch.

»Boh!« Kevin fasste sich an den Kopf. »Das ist die älteste und schlechteste Ausrede, die es gibt. Die gilt nicht! Du siehst gut aus, so wie du bist. Du könntest auch in einem Sack gehen, und trotzdem wärst du die Schönste von allen.«

»Depp.« Jo kämpfte sich aus dem Schneidersitz hoch.

»Wer ein Student sein will, muss auch feiern können«, rief ihr Kevin hinterher, als sie im Bad verschwand, um sich etwas frisch zu machen.

»Ja ja.« Jo ärgerte sich, dass sie sich mal wieder zu etwas überreden ließ, das sie nicht wollte.

Lange würde sie nicht bleiben, nahm sie sich vor. Nur so lange, bis Kevin zufrieden war und endlich Ruhe gab. Cocktail trinken, dumm in die Gegend grinsen, ab nach Hause.

Früher, als sie noch zur Schule ging, da hatte sie feiern können – bis der Arzt kam. Aber das war lange vorbei. Das war vor der Klinik, das war vor allem anderen. Für sie war das vor einem Jahrhundert, in einem anderen Leben. Eben vor jener Zeit in der Klinik, wo sie lernen musste, ohne Drogen und ohne Alkohol auszukommen. Bisher war ihr das gut gelungen, auch weil sie in Kevin stets eine große Hilfe hatte. Auch wenn er manchmal nervte und sie ihn am liebsten auf den Mond wünschte, war sie doch froh, dass es ihn gab. Allerdings hatte er sie noch nie gezwungen, mit auf eine der vielen Partys zu gehen, auf denen er sich herumtrieb. Dass sie ohne Drogen leben konnte, verdankte sie auch der Tatsache, dass sie seit ihrem Klinikaufenthalt alles gemieden hatte, wo es dieses Zeug gab und wo jeder zu denken schien, alles mögliche in Rekordzeit vernichten zu müssen, in dem sie es sich in die Kehlen schütteten, in die Nasen schnupften oder in die Lungen sogen. Sie hoffte, dass Kevin wusste, was er da tat.

Jo betrachtete die schlafende Schönheit an ihrer Seite. Nadeschda. An diesem Morgen war sie Kevin dankbar, dass er sie mitgeschleppt hatte.

Kaum auf der Uniparty angekommen, drückte Kevin ihr den versprochenen Cocktail in die Hand, sagte, er müsse kurz nach was sehen, verschwand in der tanzenden und schwitzenden Menge und ließ Jo einfach stehen. Prima.

Sie war noch damit beschäftigt, sich auszudenken, was sie Kevin am besten an den Kopf warf, als sie die schwarzhaarige Frau erblickte, die mitten in der Halle stand, die in Teilen eher einem Palast als einer Uni glich. Die Frau blickte über die Feiernden hinweg und lächelte, als ob sie das alles gar nichts angehe. Ihre Blicke trafen sich und Jo spürte einen Stich, der in sie fuhr, die Hitze, die in ihr aufwallte und ihren Herzschlag, der sich für drei oder vier Schläge beschleunigte. Dieses Gefühl kannte sie. Von früher. Genau so war es, als sie sich das erste Mal verliebt hatte.

Jo senkte schnell ihren Blick und nahm einen großen Schluck

aus ihrem Cocktail, um sich abzukühlen. Sie schielte über das Glas hinweg zu der Frau hinüber. Sie schaute immer noch her. Und lächelte. Jo drehte sich weg und ging eilig auf den Ausgang zu. Flucht war das einzige, was jetzt half. Aber die Frau war schneller, stand mit einem Mal vor ihr und versperrte ihr den Fluchtweg. Sie lächelte noch immer und sagte mit fröhlicher Stimme hallo.

Jos Herz pochte ihr im Hals. Sie sagte nichts, wollte sich vorbeidrängen, aber ihr Blick klebte an den schwarzen Augen der Frau fest. Wahrscheinlich sehe ich jetzt aus wie eine Psychopathin. Starrender Blick, Strohalm im Mund, obwohl das Glas leer ist. Hoffentlich denkt sie das, dann geht sie vielleicht. Gott, ist die schön. Wie Schneewittchen. Und ich ihre Zwergin ... Die Frau lächelte weiter, war nicht davon abzubringen, und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Jos Knie wurden weich.

»Hey, ich bin Nadeschda«, sagte Schneewittchen. »Ist dir auch so heiß?«

Jo nickte, den Strohalm im Mund, ihre Augen auf die Schneewittchens geheftet.

»Dann lass uns kurz rausgehen. Lust?«

Jo nickte wortlos und folgte der Frau zur Tür hinaus auf den Hof, wo sie eine frische Brise Nachtluft empfing. Nadeschda breitete ihre Arme aus, warf ihren Kopf in den Nacken und atmete lautstark die Nachtluft ein. Jo beobachtete sie dabei, ohne das Cocktailglas abzustellen oder den Strohalm aus ihrem Biss zu entlassen. Ihr wurde immer heißer, obwohl die Nachtluft alles dafür tat, sie abzukühlen.

»Jo«, brachte sie schließlich heraus.

Nadeschda blickte sie fragend an.

»Jo«, wiederholte sie, »so heiß ich.«

Nadeschda lachte und sagte: »Sie kann sprechen! Bin ich froh.« Sie legte theatralisch eine Hand auf ihre Brust. Jos Blick folgte ihr und blieb kurz in dem tief ausgeschnittenen Dekolleté hängen. Augenblicklich fing sie zu schwitzen an und riss ihren Blick weg. Sie merkte, wie sie rot anlief.

»Willst du was trinken?« Nadeschda lächelte sie so an, dass Jo

noch heißer wurde. Hör auf zu lächeln, sonst zerschmelze ich hier und jetzt.

»A ... Apfelsaft«, sagte Jo.

Nadeschda lachte wieder. Ein schöner Name. Russisch oder so. So schön wie ihr Lachen. Sie betrachtete Nadeschda und versuchte, sich diese Szene genau einzuprägen. Hätte sie jetzt eine Kamera dabei, sie hätte sie aufgenommen. Wie Nadeschda leicht ihren Kopf beim Lachen hob und dabei ihren schlanken hellen Hals zeigte, wie ihre Augenlider dabei über ihre dunklen Augen klappten, wie einzelne Strähnen ihrer kohlschwarzen Haare über ihr blasses Gesicht fielen, wie sich die roten Lippen leicht öffneten und die weißen Zähne hervorblinkten. Gott, wie schön manche Menschen doch sein konnten. – *Im Gegensatz zu dir, haha.*

Nadeschda fragte etwas und Jo schreckte aus ihren Gedanken, als Nadeschda versuchte, ihr das Cocktailglas aus der Hand zu nehmen. Ich hab bestimmt wieder gestarrt. Ein Grund mehr für Nadeschda zu denken, es mit einer Irren zu tun zu haben.

»Was?«, fragte Jo.

Nadeschda lachte abermals. »Gib mir dein Glas, ich hol uns was.«

»Ach so.« Jo ließ ihr Glas los und Nadeschda wandte sich zum Eingang, drehte sich aber noch einmal um und fragte: »Mit was drin oder pur?«

»Sprudel«, sagte Jo.

»Ich dachte eigentlich an etwas Spritzigeres.« Nadeschda leckte sich über die Lippen.

»Ich trinke keinen Alkohol«, sagte Jo.

Nadeschda hob daraufhin eine Augenbraue. Und Jo wusste nicht einzuschätzen, ob dies nun bewundernd oder verwundert gemeint war. Normalerweise war ihr das egal. Aber jetzt gerade seltsamerweise nicht.

»Ich war ein Junkie«, erklärte sie, »monatelang in der Klinik, bin clean, und will das auch bleiben.« Jo erschrak über sich selbst. So direkt hatte sie das noch niemandem auf die Nase gebunden, schon gar niemandem Fremden.

»Cool«, sagte Nadeschda. »Ich hol dir ein Apfelschorle. Ja? Und du wartest schön hier. Nicht weglaufen!«

Cool. Jo nickte und blickte Nadeschdas Apfelpo hinterher, der gerade in der Tür verschwand. Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt, die Flucht zu ergreifen. Abhauen, weit weg, am besten sogar die Uni wechseln. Aber Jo blieb stehen und wartete, bis Nadeschda wieder zurückkehrte.

»Zwei Apfelschorle.« Sie drückte Jo ein Glas in die Hand. Die bedankte sich artig und sie stießen an.

»Was studierst du?«, wollte Nadeschda wissen und Jo war froh, dass sie nicht selbst das Gespräch in Gang bringen musste. Ihr wäre außer Starren und Apfelschorle trinken nichts eingefallen.

»Psychologie. Und du?«

»Germanistik und Slawistik.« Nadeschda nahm einen Schluck aus ihrem Getränk.

»Bist du Russin?«, fragte Jo.

»Wegen meines Namens?« Nadeschda lachte. »Nein. Den hab ich meinen Eltern zu verdanken. Die hatten damals so einen Russlandfimmel. Ich bin keine Russin, mag aber das Land. Deswegen studier ich das auch. Vielleicht wandere ich ja auch mal aus. Und warum studierst du Psychologie?«

»Um mich selbst zu therapieren«, sagte Jo.

Nadeschda stutzte, und Jo fügte erklärend hinzu: »Ich war in den letzten Jahren in so vielen Therapien, und keine davon war wirklich gut, darum dachte ich, das jetzt selbst in die Hand nehmen zu müssen.«

»Und, schon bereut?«

»Keine Ahnung. Ich langweile mich zu Tode.«

»Ich war auch mal in Therapie«, sagte Nadeschda.

»Warum?« Jo konnte sich nicht vorstellen, warum eine solche Frau überhaupt eine Therapie nötig hatte. Sie machte auf sie einen starken und selbstbewussten Eindruck.

»Entschuldige«, sagte Jo, nachdem Nadeschda zunächst schwieg.
»Geht mich ja nichts an.«

»Nein, nein, schon ok.« Und nach einer Pause fügte sie hinzu:
»Erzähl ich dir vielleicht mal. Aber heute wollen wir Spaß haben, oder nicht?«

»So heißt es«, sagte Jo.

Nadeschda blickte sie fragend an.

»Na, die Leute, die auf Partys gehen, die sagen das doch immer, dass sie da hingehen, um Spaß zu haben.«

»Und du?«

Jo zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Mein Mitbewohner hat mich hergeschleift. Ich war seit meiner Zeit in der Klinik auf keiner Party mehr.«

Nadeschda nickte. »Muss schwer gewesen sein.«

»Was?«

»Drogenentzug. Oder?«

»Lass uns von was anderem reden«, bat Jo.

»Ok.« Nadeschda sog die Nachtluft ein, und Jo hatte den Eindruck, dass sie erleichtert schien. Aber sie war froh, dass Nadeschda nicht weiter nachbohrte, sie wusste bereits viel zu viel. Sie wunderte sich, warum sie jemandem, den sie gar nicht kannte, so viel von sich erzählte. Aber da war etwas in Nadeschdas Augen, das sie faszinierte und Vertrauen fassen ließ. Ihre Augen versprühten Lebensfreude. Etwas, das Jo schon lange nicht mehr kannte. Aber nicht nur das. In ihnen lag auch eine tiefe Trauer. Jo hatte einen Blick für so etwas, damit kannte sie sich aus.

»Mir wird langsam kalt«, sagte Nadeschda. »Wollen wir wieder reingehen?«

Jo seufzte. Ihr gefiel es hier draußen, nur sie und Nadeschda alleine, ohne die vielen Menschen, die nichts als Spaß haben wollten.

»Wir können auch was anderes machen«, sagte Nadeschda, nachdem Jo keine Anstalten machte, sie zu begleiten. »Da vorne gibt's ne kleine Kneipe, die kenn ich, da ist's gemütlich.«

»Ich würd gern nach Hause«, sagte Jo. »Ich bin müde.«

Bist du doch gar nicht!

Sei still.

»Wo wohnst du?«

»Kiez.«

Nadeschda hob die Augenbrauen. »Und da willst du jetzt alleine hin? Mitten in der Nacht?«

»Ich wohn da. Was soll ich machen.«

»Ich begleite dich.« So wie Nadeschda es sagte, duldeten sie keinen Widerspruch.

Jo zögerte. Sie wusste ganz genau, was dann kam. Sie würde sich schwertun, Nadeschda abzuweisen. Sie hatte auch schon daran gedacht, Nadeschda mit zu ihr nach Hause zu nehmen. Aber sie warf den Gedanken ebenso schnell wieder, wie er gekommen war. Sie war noch nicht bereit dafür. Jetzt noch nicht. Vielleicht auch nie. Die Signale, die Nadeschda aussandte waren eindeutig, und Jo hatte sich soweit darauf eingelassen wie sie konnte. Aber sie fürchtete sich vor dem nächsten Schritt wie ein Kind, das zum ersten Mal ins Wasser springen muss.

»Ok«, sagte sie dennoch. »Aber nur begleiten. Ich möchte heute alleine in meinem Bett schlafen.«

Nadeschda hob unschuldig die Hände. »Nur begleiten.«

»Ich mein es ernst«, betonte Jo.

»Ich auch«, erwiderte Nadeschda.

Auf dem Nachhauseweg spielte Jo mit dem Gedanken, Nadeschda doch mit zu sich in die Wohnung zu nehmen. Nur einen Kaffee. Aber die Angst, sich dann richtig zu verlieben, war übermächtig und ließ sie kaum mehr atmen. Sie wünschte sich daher nichts sehnlicher, als dass Nadeschda schnell wieder verschwinden möge.

»Also ...« Jo stand auf der Stufe vor ihrer Haustür und blickte zu Nadeschda hinab. »War n schöner Abend.«

»Fand ich auch«, sagte Nadeschda. »Sollen wir unsere Telefonnummern austauschen?«

Nein, bitte nicht, dachte Jo und nickte dabei. Sie rieben ihre Telefone aneinander und es machte zweimal pling.

»Ich meld mich bei dir, ja?«, sagte Nadeschda.

Jo nickte noch einmal. Sie wusste nicht, was sie sagen soll-

te. Komm mit rein!, schrie es in ihr. Nein, geh bitte nach Hause, schnell, jetzt, sagte eine andere Stimme. Zu viele Gedanken und Gefühle schossen gleichzeitig in ihr umher und versuchten, die Oberhand zu gewinnen.

Nadeschda drückte Jo einen Abschiedskuss auf die Wange und wandte sich zum Gehen. Nach nur zwei Schritten drehte sie sich aber noch einmal um und schaute Jo mit einem Lächeln an. »Schön, dich kennengelernt zu haben«, sagte sie mit einer Stimme, die Jo fast schwach werden ließ.

»Dich auch.« Jo schloss schnell die Tür auf und trat halb unter den Türrahmen. »Tschüss«, sagte sie, versuchte ein Lächeln, das hoffentlich nur ein Lächeln war und keine verzerrte Grimasse, die verriet, wie es in ihr gerade aussah, trat ganz in den Hausflur und zog die Tür hinter sich zu. Sie seufzte und schloss die Augen. Nach einigen Atemzügen stürzte sie sich wieder hinaus auf die Straße. Aber Nadeschda war schon gegangen.

Enttäuscht und erleichtert zugleich ging Jo in ihre Wohnung, pfefferte ihre Jacke in die Ecke und setzte sich an den Küchentisch.

Besser so, dachte sie. Ich kann mich nicht verlieben. Ich darf mich nicht verlieben. Nein. Das kann ich Anne nicht antun.

Warum nicht?

Sei still.

»Was meinst du, Anne?«, fragte sie in die leere Luft. »Wir zwei waren etwas Besonderes. Sowas wird es nie wieder geben. Wie schön das war mit uns. Warum kann es nicht wieder so sein! Warum? Anne!« Jo spürte, wie Tränen ihre Augen füllten, heiß über ihre Wangen liefen und auf die Tischplatte tropften. Sie ballte ihre Hände zu Fäusten und haute verkrampft und zitternd auf den Tisch.

»Ich weiß warum.« Jo schrie ihre Verzweiflung in die kleine Küche, deren Fliesen sie wieder zu ihr zurück warfen. Sie sank in sich zusammen und vergrub ihre Hände in ihren Haaren.

Sie hatte sich verliebt. Verdammt. Es war anders als damals mit Anne. Aber es war das gleiche, nicht leugensbare Gefühl. Aber sie durfte es nicht. Anne und sie hatten sich damals geschworen, dass

es nie wieder eine andere Frau in ihrem Leben geben würde. Und das galt für Jo immer noch, auch wenn Anne längst nicht mehr bei ihr war.

Die Bilder von damals waren ihr immer noch vor Augen. Als sei alles erst gestern gewesen.

»... neue Mitschülerin ...«, das war das einzige, was Jo von der Ansprache ihrer Lehrerin mitbekam, als sie Anne damals der Klasse vorstellte. Jo hatte nur Augen für dieses märchenhaft schöne Wesen. All ihre Sinne vereinigten sich, um diesen Engel, wie sie ihr erschien, wahrzunehmen. Zu allem Überfluss stand Anne damals auch noch genau in einem Sonnenstrahl, der sie noch leuchtender und unwirklicher erscheinen ließ.

Jo starrte Anne an. Sprachlos und unfähig, ihren offenen Mund wieder zu schließen. Das hielt sogar noch an, als Anne längst von der Lehrerin an den einzig noch freien Platz im Klassenzimmer geführt worden war, und Anne somit ihre neue Nebensitzerin wurde.

Ihr Engel, ihre Nebensitzerin, ihre Freundin und ihre große Liebe. Das alles war kein Zufall gewesen. Da war sich Jo damals sicher. Es konnte kein Zufall sein, es passte alles so gut, es gab nicht die kleinste Kleinigkeit, die sich zwischen Jo und Anne hätte stellen können. Bis zu jenem Tag, als Anne sie verließ und eine Jo zurückließ, die nur noch mit einem Schrotthaufen zu vergleichen war. Drogenabhängig, kaputt und unfähig, ein normales Leben zu führen.

Aber die zwei Jahre, die sie mit Anne verbringen durfte, reichten für ein ganzes Leben. Es gab Tage, da kam ihr die Erinnerung an diese beiden Jahre tatsächlich wie ein ganzes Leben vor. Ein früheres, ein lange vergangenes, aber ein nie vergessenes.

Jos Handy vibrierte schon zum wiederholten Mal. Kevin versuchte, sie zu erreichen und schrieb eine Nachricht nach der anderen, wo sie denn um Gotteswillen sei und ob es ihr gut ginge. Jo ignorierte ihn. Verfluchter Kevin. Ohne ihn würde sie jetzt nicht hier am Küchentisch sitzen und sich die Augen ausheulen.

Es war falsch, alles falsch. Aber warum fühlte es sich dann so

gut an? Nur die Triebe. Nur dein Verlangen nach Liebe. Gaukeleien. Nichts sonst. Ohne Anne gab es keine Liebe, konnte es keine geben. Oder doch? Anne und Jo, das war lange her. Viel zu lange. Jo musste ihre Verwirrung hinausschreien. Und im selben Augenblick stürzte Kevin zur Tür herein und wollte atemlos wissen: »Was ist los?«

Jo brauchte eine Weile, bis sie begriff, dass Kevin bei ihr am Küchentisch saß, sie immer wieder ansprach und an ihren Schultern rüttelte. Sie atmete einige Male tief ein und aus und bat Kevin, ihr einen Tee zu machen, was er gerne und eifrig tat. Er machte immer alles, worum Jo ihn bat.

»Ich habe jemanden kennengelernt«, eröffnete sie Kevin und war über sich selbst erstaunt, dass sie das gesagt hatte.

Kevin erstarrte mit dem Tee und dem Teesieb in der Hand und blickte sie mit großen Augen an.

»Kein Scheiß?«, fragte er.

»Kein Scheiß.«

»Ne Frau?«

»Ja, ne Frau, Dummkopf. Mit Brüsten.«

»Entschuldige.« Kevin legte hektisch die Teeutensilien beiseite und setzte sich zurück an den Tisch. Seine immense Körpermasse hinderte ihn daran, dies elegant und grazil zu tun, aber es gelang ihm überraschend schnell. »Erzähl.«

»Erst will ich meinen Tee.«

»Ach so.« Kevin sprang wieder vom Tisch auf und schob ihn dabei mit seinem Bauch so ungeschickt von der Stelle, dass Jo zwischen Tisch und Wand eingequetscht wurde. Jo beschwerte sich nicht. Kevins Ungeschicktheit brachte sie so langsam wieder in die Realität zurück.

Kevin machte in Rekordzeit den Tee fertig, stellte die dampfende Tasse vor Jo auf den Tisch und setzte sich betont vorsichtig auf seinen Platz. Auf seinem runden Gesicht stand ein breites Grinsen.

»Leg los, ich bin ganz Ohr«, sagte er.

Jo bließ durch ihre geschlossenen Lippen und nippte an ihrem Tee, wobei sie sich die Zunge verbrannte.

»Ist sowieso für'n Arsch«, sagte sie. »Ich kann es nicht. Noch nicht. Ich kann das Anne nicht antun.«

Kevin schaute sie jetzt mit ernster Miene an. »Anne ist weg«, sagte er. »Schon lange. Es ist an der Zeit, dass du dich endlich neu verliebst.«

Jo schüttelte den Kopf und spürte schon wieder neue Tränen.

»Wie heißt sie denn?«

»Nadeschda.«

»Russin?«

Jo schüttelte den Kopf.

»Hier aus der Stadt?«

»Ich glaub nicht.«

Kevin nickte. »Ist sie schön?«

»Ja.«

»Nett?«

»Mehr als nett«, sagte Jo. Noch mehr Tränen drückten in ihre Augen.

»Und wo ist dann das Problem?«

»Ich kann es einfach nicht!«, rief Jo. »Ich bin noch nicht soweit.«

»Du wirst nie soweit sein, wenn du es nicht einfach mal versuchst«, sagte Kevin. »Weißt du, ich kann nur auf dich aufpassen, dass dir nicht wieder was passiert. Aber aus dem tiefen Loch, in dem du steckst, kann ich dich nicht holen. Das hab ich schon viel zu oft versucht. Das kann aber vielleicht eine neue Liebe.«

»Studierst jetzt du Psychologie oder ich?«

»Dafür brauch ich das nicht studieren. Das sagt mir der gesunde Menschenverstand.«

»So so.«

»Erzähl mir von ihr«, bat Kevin, ohne auf ihren Spott zu reagieren. »Wie sieht sie aus? Was habt ihr heute Abend gemacht? Was hat sie erzählt?«

Widerwillig berichtete Jo. Und hinterher sagte Kevin: »Diese Frau hat dir der Himmel geschickt.«

»Wie kommst denn auf so einen Stuss?«

»Na, so wie du von ihr schwärmst. Merkst du das nicht?«

»Blöder Arsch.«

»Echt jetzt! Ich kann sie richtig vor mir sehen. Eine Traumfrau!
Ruf sie am besten gleich an.«

»Nein«, sagte Jo. »Sie hat gesagt, dass sie sich meldet.«

Kevin kicherte.

»Was ist daran so lustig?«

»Du hättest dich gerade sehen sollen, wie du das gesagt hast: Sie hat gesagt, dass sie sich meldet. Du kannst es kaum erwarten!«

»Ich will nicht, dass sie sich meldet.«

»Doch, willst du.«

»Nein, will ich nicht«, rief Jo.

»Doch, willst du. Ich kenn dich gut genug.«

»Meinst du?«, fragte Jo mit unsicherer Stimme.

Kevin nickte. »Vielleicht ist es auch ganz gut, dass du dich nicht bei ihr meldest, sondern sie bei dir. Dann siehst du, ob sie es mit dir ernst meint.« Er verstummte und schob mit gedämpfter Stimme hinterher: »Ist sie denn überhaupt ...«

»Lesbisch?«

Kevin lief rot an.

»Hundertpro. Und brauchst nicht dabei rot zu werden.«

Darauf wurde Kevins Gesichtsfarbe noch ungesunder.

»Dir täte eine Freundin auch mal gut«, sagte Jo. »Dann bräuchte ich mich nicht ständig mit deinen versauten Gedanken herumzuschlagen.«

»Ich hab noch nicht die Richtige gefunden. Und außerdem, solange ich auf dich aufpassen muss ...«

Jo hätte ihm am liebsten den heißen Tee ins Gesicht geschüttet. »Dann bin also ich schuld daran, dass du immer noch Single bist?«

»Nein nein!«, wehrte sich Kevin.

»Aber irgendwie schon.«

»Naja. Du bist eben meine große Liebe.«

Jo verdrehte die Augen. »Mit dem Thema sind wir doch durch, dachte ich.«

»Ja, sind wir.« Kevin schaute traurig auf den Tisch, hob seinen Blick jedoch gleich wieder und seine Miene hellte sich schlagartig auf. »Ich sag dir was. Wenn du mit dieser Nadeschda was anfängst, such ich mir auch eine Freundin.« Er grinste.

»Ich will keine Freundin haben«, bekräftigte Jo. »Und jetzt geh ich ins Bett.« Sie ließ Kevin sitzen und schloss sich in ihr Zimmer ein.

In dieser Nacht fand sie keinen Schlaf. Ihre Gedanken fuhren auf einem Dutzend Karussells gleichzeitig, und immer wieder tauchte Nadeschda vor ihr auf, abwechselnd mit Anne. Jo fragte Anne, was sie tun sollte, aber Anne antwortete nicht. Sie stand nur da und lächelte wie eine Porzellanpuppe. Spät in der Nacht ertappte sich Jo dabei, wie sie sich vorstellte, Nadeschda zu küssen. Wie sie wohl nackt aussah? Wie sich ihr Körper anfühlte? Jo warf sich in ihrem Bett herum und versuchte, diese Gedanken wieder zu verschrecken. Aber sie kamen wieder, wie ein treuer Hund, den man sogar treten konnte, und der doch stets aufs Neue schwanzwedelnd zurückkehrte.

Den nächsten Tag verbrachte Jo damit, sich in ihre Fachbücher zu flüchten. Nicht einmal Malen half ihr heute. Irgendwann wurde ihr bewusst, dass sie ihr Telefon griffbereit auf dem Tisch liegen hatte, und sie immer wieder einen Blick darauf warf, in der stillen Hoffnung, darauf eine Nachricht von Nadeschda zu finden. Sie schaltete es aus, las einen Absatz und schaltete es wieder ein. Aber an diesem Tag kam keine Nachricht. Am zweiten Tag dasselbe Spiel. Kevin ertappte sie dabei, wie sie ihr Telefon in der Hand hielt und anstarrte.

»Und?«, fragte er.

Jo zuckte zusammen und warf ihr Telefon auf den Tisch.

»Hat sie sich gemeldet?«

Jo schüttelte den Kopf und widmete sich wieder ihrem Buch.

»Die wird sich schon melden«, sagte er.

»Ich glaube nicht.« Jo verfluchte sich für ihre sehnsuchtsvolle und brüchige Stimme.

»Was machst du denn da?«, rief Kevin.

»Telefon ausschalten.«

»Warum denn? Und wenn sie sich gerade jetzt melden will?«

»Dann bin ich froh, dass ich es aus habe. Und jetzt lass mich. Ich muss lernen.«

Sobald Kevin maulend aus der Küche verschwunden war, schaltete sie ihr Telefon wieder ein.

»Vor morgen wird sie sich sowieso nicht melden.«

Jo zuckte zusammen, weil sie nicht mitbekommen hatte, dass Kevin immer noch an der Küchentür stand.

»Mann!«, rief sie. »Erschreck mich nicht so!«

Kevin lachte. »Aber gut, dass du dein Telefon wieder an hast. Auch wenn sie garantiert erst morgen ...«

»Was, erst morgen?«

»Na, sie wird sich erst morgen melden, wegen der Drei-Tage-Regel.«

»Die gibt's doch nur bei euch Jungs!«

»Bei euch wohl auch.« Kevin zwinkerte ihr zu und verschwand wieder.

»Drei-Tage-Regel«, brummte Jo. »So ein Blöds...«

Ihr Telefon klingelte.

Nadeschda leuchtete auf dem Display.

Jos Herz blieb für einen Moment stehen und ihr Atem stockte. Ihre Hände waren innerhalb eines Augenblicks schweißnass, wodurch ihr das Telefon aus dem Griff flutschte. Mit zitterndem Finger tippte sie auf »Annehmen«, atmete einmal ein und aus, führte das Gerät an ihr Ohr und krächzte »Hallo?«

»Hey, Nadeschda hier«, ertönte vom anderen Ende eine fröhliche Stimme.

»Hey. Jo hier.« Sie fasste sich sogleich an den Kopf und verzog ihr Gesicht. Nadeschda musste denken, es mit einer Minderbemittelten zu tun zu haben, wenn ihr das nicht schon lange klar war.

»Was treibste?«, fragte Nadeschda.

»Lernen.«

»Ich auch. So ein Mist.«

»Ja.«

»Warum ich anruf ...«

Jetzt kommt's. Hoffentlich sagt sie, dass sie mich doch nicht treffen will. Dann wär alles gut. Oder doch nicht? Gott! Hilf mir!

»Was machst du morgen Abend?«

»Nichts.« Jo zitterte noch stärker. Sie will sich mit mir treffen!
SAG NEIN! JO!

»Lust, mit mir auf ein Konzert zu gehen? So ne lokale Metalband.«

Sie hört auch noch deine Musik. Perfekte Frau.

Viel zu perfekte Frau. SAG NEIN!

»Ja!« Jo erschrak, weil sie in den Hörer geschrien hatte.

»Cool!«, kam von der anderen Seite. »Ich hol dich ab, ist nämlich gleich bei dir um die Ecke. 7 Uhr. Bis morgen dann! Ciao, Babe!«

»Tschüss.« Babe? Nadeschda hatte schon aufgelegt.

Jo warf das Telefon auf den Tisch und glotzte es wie einen Meteoriten an, der grade vom Himmel herabgestürzt war, geradewegs auf ihren Küchentisch. Sie hatte ja gesagt. Sie würde sich mit Nadeschda treffen. Nein, das ging nicht. Sie nahm das Telefon wieder in die Hand und tippte zu ihrer Kontaktliste. Sie wollte gerade auf Nadeschdas Namen tippen, um ihr doch abzusagen, als jemand laut applaudierte. Kevin stand unter der Tür und klatschte in die Hände. »Ich bin stolz auf dich«, sagte er.

»Ich sag wieder ab.« Jo widmete sich wieder ihrem Telefon.

Überraschend flink war Kevin bei ihr und riss es ihr aus der Hand. »Das lässt du schön bleiben!«

»Gib her, du Arsch!«

»Nö.«

Jo blitzte ihn böse an, fand aber nicht die Kraft, sich mit ihm anzulegen.

»Wann und wo trefft ihr euch?«

»Morgen Abend. Hier.«

»Wow! Das ging aber fix.«

»Nicht hier bei mir. Nadeschda holt mich hier ab und wir gehen dann auf ein Konzert.«

»Klingt gut«, sagte Kevin. »Freust du dich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du freust dich«, sagte Kevin. »Ich seh's dir an.«

»Was du alles siehst.«

»Kann ich dir dein Telefon wieder geben? Bist du wieder zur Vernunft gekommen?«

»Gib her.«

»Aber nicht absagen!«

Jo schüttelte den Kopf. Es war ja nur ein Konzert. Weiter nichts. Mehr musste nicht geschehen. Mehr durfte nicht geschehen!

Der Tag des Konzerts floss zäh wie Zuckersirup dahin. Jo zählte die Minuten bis zum Abend. Sie lief in der Wohnung auf und ab, zog all ihre Klamotten an und wieder aus, um am Ende doch wieder bei den herkömmlichen zu landen, in denen sie sich am wohlsten und vor allem am sichersten fühlte: Kapuzenpulli, weite Arbeiterhose. Alles schwarz.

Und endlich, endlich war es soweit. Es klingelte. Jo stürmte das Treppenhaus hinab, riss die Haustür auf und fiel Nadeschda fast in die Arme.

»Langsam, langsam.« Nadeschda lachte.

»Hey.« Jo versuchte, ganz ruhig zu atmen, was ihr schwer fiel.

Vom Konzert bekam Jo so gut wie nichts mit. Sie konnte ihre Augen nicht von Nadeschda lassen. Sie war noch schöner als in ihrer Erinnerung. Und wie sie tanzte. Nadeschda war das pure Leben. Und Jo fühlte sich plötzlich wieder so jung und energiegeladen wie früher. Es gab keinen Zweifel mehr. Sie hatte sich verliebt. Zum zweiten Mal in ihrem Leben. Eine Weile hörte sie noch die Stimme in ihr, die fortwährend schrie, dass sie abhauen und nicht in ihr Unglück rennen sollte. Aber sie wurde leiser, immer leiser, bis sie schließlich ganz verstummte, übertönt von der Musik und jener anderen Stimme in Jo, die ihr sagte, dass jetzt alles gut werden würde. Jo hatte sich ent-

schieden. Sie allein war Herrin in ihrem Leben. Sie allein entschied, was gut und was schlecht für sie war. Und Nadeschda war gut für sie.

Die Sonne schien aufs Bett und Nadeschda schlief noch immer. Jo schmiegte sich an sie und genoss die doppelte Wärme, die der Sonne und die Nadeschdas. Das hatte Jo die Jahre über am meisten vermisst, die Wärme nackter Haut eines anderen Menschen im morgendlichen Bett.

Nadeschda murmelte etwas Unverständliches.

»Was?«, fragte Jo.

Nadeschda murmelte noch einmal, befreite sich aus Jos Umarmung, sprang aus dem Bett und rannte ins Bad. Jo blickte ihr verwirrt nach, und während sie sich noch fragte, was das nun zu bedeuten hatte, erschien Nadeschda in einem seidenen und spitzenbesetzten Nachthemd und einem Lächeln im Gesicht unter dem Türrahmen.

»Sorry«, meinte sie. »Ich musste schnell Zähneputzen, sonst fällst du in Ohnmacht, wenn ich dich nur anschau.« Sie sprang wieder zu Jo ins Bett und küsste sie mitten auf den Mund. Jo glitt mit den Fingerkuppen über die Seide von Nadeschdas Nachthemd und spürte die warme Haut darunter und wünschte sich, das den ganzen Tag lang tun zu können.

»Frühstück?«, fragte Nadeschda, auf allen Vieren vor Jo kniend.

»Ich frühstücke eigentlich nie«, erwiderte Jo. »Können wir nicht noch ein bisschen kuscheln?«

»Ich sterbe vor Hunger!«, stöhnte Nadeschda. »Ich mach uns ein Frühstück, das auch du mögen wirst. Okay?«

»Wenn's sein muss.«

»Muss.«

»Na gut.«

Nadeschda befahl ihr, im Bett auf sie zu warten. Jo hüllte sich in die Bettdecke und lauschte dem geschäftigen Klappern in der Küche. Sie stieß einen zufriedenen Seufzer aus und schaute sich in Nadeschdas Zimmer um.

Es war in allen Belangen das genaue Gegenteil ihres eigenen, recht karg eingerichtet, eher pragmatisch als gemütlich. Die Wände waren kahl und nur weiß gestrichen, kein Bild, keine Lampe, ganz anders als Jos Zimmerwände, die komplett mit ihrer Wandmalerei bedeckt waren, und das, obwohl sie noch gar nicht so lange darin wohnte. An der Wand zu ihrer Linken stand ein Schrank, in dem Nadeschda ihre Kleidung verstaute. Jo hatte dafür nur ein aus Betonsteinen und Brettern von einer Baustelle selbst gezimmertes Regal. Der Schrank wurde von zwei Bücherregalen flankiert, in Reih und Glied mit Fachbüchern und Romanen gefüllt, Klassiker zumeist, soweit Jo das beurteilen konnte, sie war auf diesem Gebiet nicht unbedingt eine Expertin. Die einzigen Bücher, die sie zuhause hatte, waren jene Fachbücher, die für ihr Studium zwingend erforderlich waren, und selbst diese Sammlung wies klaffende Lücken auf. Sie brauchte keine Bücher. Ihr Leben war ohnehin so übertoll mit Erlebnissen und Erfahrungen, dass sie diese nicht auch noch in irgendwelchen Geschichten suchen musste. Außerdem wusste sie nicht, wohin sie die Bücher hätte stellen sollen, um nicht die Flächen, die sie für ihre Wandmalerei benötigte zu verdecken.

Nadeschda klapperte immer noch in der Küche, und Jo ließ ihren Blick weiter durch das Zimmer gleiten. Der Schreibtisch war blitzblank und fast leer, abgesehen von einem Notebook und zwei Büchern, die sie wohl gerade brauchte. Er war ein Spiegelbild von Nadeschdas restlichem Zimmer, alles hatte seinen Platz und war penibel geordnet. Auf dem Nachttisch lag unter einer Designerlampe ein einziges Buch, woraus ein Lesezeichen hervorlugte. Und auf dem Boden konnte Jo nicht ein Kleidungsstück entdecken, außer ihrer eigenen. Nadeschdas Klamotten, die sie gestern auf dem Konzert getragen hatte, hingen sauber gefaltet über der Lehne ihres Schreibtischstuhls. Unter normalen Umständen hätte Jo ein solches Zimmer nie betreten. Der Bewohner musste der größte Langweiler sein. Vielleicht kannte sie Nadeschda noch nicht gut genug.

Nadeschda kam mit einem Tablett, so groß, dass sie es gerade noch halten konnte, ins Zimmer. Das Tablett war vollgeladen mit

einem fürstlichen Frühstück. Der Kaffeeduft vermengte sich mit dem frisch aufgebackener Brötchen. Jo setzte sich auf und strich einen Teil der Decke glatt, worauf Nadeschda ächzend ihre Last abstellte.

»Ich hoffe, du hast inzwischen Hunger«, sagte Nadeschda mit einem Zwinkern.

Jo betrachtete staunend das üppige Frühstück. So etwas hatte ihr noch nie jemand serviert.

»Wenn ich das alles seh, krieg ich Hunger«, sagte sie.

Aus zwei übergroßen Bechern dampfte der Kaffee, die Brötchen in der Schale waren noch warm, auf einem Teller lagen sternförmig angeordnet zusammengerollte Käse- und Wurstscheiben, dann gab es noch kleine Schälchen mit verschiedenfarbenen Marmeladen, Nutella und Honig. Jo wusste nicht, wo sie anfangen sollte und schnappte sich erst einmal ihren Kaffeebecher.

»Danke.« Sie blies in ihren Becher.

»Kein Ding«, erwiderte Nadeschda. »Mach ich jeden Morgen so.«

Jo blickte sie über ihren Becher mit einer hochgezogenen Augenbraue an, worauf Nadeschda in Gelächter ausbrach.

»Scherz!«, rief sie. »Normalerweise frühstücke ich gar nicht. Das hier gehört alles meinem Mitbewohner. Aber der ist eh zu fett. Also können wir uns ruhig daran gütlich tun.«

»Meiner ist auch zu fett.«

»Wer jetzt?«

»Mein Mitbewohner«, sagte Jo. »Können wir also gerne auch mal bei mir machen.«

»Sehr gerne.« Nadeschda lächelte, glücklich, wie es schien.

»Nur siehts bei mir nicht so ordentlich aus«, warnte Jo.

»Ich hab gestern aufgeräumt«, sagte Nadeschda. »Ich wusste ja nicht, wie du so drauf bist.«

»Du hast geplant, mich zu dir nach Haus zu nehmen?«

»Geplant nicht. Gehofft. – Schlimm?«

Jo schüttelte den Kopf und trank einen weiteren Schluck Kaffee.

Nadeschda biss mit weit aufgerissenen Augen in eine mit Honig bestrichene Brötchenhälfte. Dabei lief ihr der Honig über ihre Finger und an ihren Mundwinkeln hinab. Sogar das sieht gut aus bei ihr, dachte Jo. Nadeschda griff nach einer Serviette und wischte sich wieder sauber.

»Magst du nichts essen?«, fragte sie.

»Doch doch«, sagte Jo. »Ich weiß nur noch nicht, mit was ich anfangen soll.«

»Darf ich dir was richten?«

Jo zögerte. Ihre Mutter war die Letzte, die ihr je ein Brötchen geschmiert hatte. Und das war eine Ewigkeit her.

»Ja, gerne«, sagte sie mit einem Lächeln.

»Ich hab natürlich keine Ahnung, was du am liebsten magst ...«

»Ich ...«

»Nein, lass mich raten.« Nadeschda schaute Jo lange in die Augen und ließ ihren Blick dann über das Frühstückstablett gleiten.

»Ich hab's«, sagte sie.

»Da bin ich mal gespannt!« Jo kicherte.

Nadeschda schnitt ein Brötchen auseinander, indem sie das Messer einmal rundherum führte. Sie klappte es auseinander und zupfte mit spitzen Fingern das mittlere Stück weichen Teig heraus. Sie hielt es in die Höhe und schaute Jo fragend an. Jo war verblüfft und nickte. Genauso hätte sie es auch gemacht. Das Weiche in der Mitte des Brötchens, wohin das Messer nicht ganz gelangte, war ihr liebstes Stück. Nadeschda lachte und führte den weißen Teigfetzen an Jos Mund, die diesen willenslos öffnete. Sie kaute und war gespannt, was Nadeschda nun weiter tun würde. Wenn sie nun die obere Hälfte des Brötchens ... Nadeschda nahm die obere Hälfte und strich, Jo konnte ihren Augen kaum trauen, dick Nutella drauf.

»Gruselig«, sagte Jo.

»Hab ich falsch geraten?«, fragte Nadeschda mit besorgtem Gesicht.

»Nein, genau richtig. Das find ich gruselig.«

Nadeschda lachte und reichte ihr das Nutellabrötchen.

»Kannst du Gedanken lesen?«

»Nein, ich hab deine Mutter gefragt, was du am liebsten zum Frühstück magst.«

Jo blieb vor Schreck ein Bissen im Hals stecken. »Du hast – was?«

Nadeschda brach in schallendes Gelächter aus und hielt sich die Hand vor den Mund, um sich wieder zu beruhigen. »Ich hab's erraten. Keine Sorge, ich kenne deine Mutter doch gar nicht.«

»Du hast mir n ganz schönen Schrecken eingejagt, du Miststück«, sagte Jo mit gespielterm Ärger.

»Entschuldige«, bat Nadeschda mit Hundeblick.

»Bitte keine Witze mit meiner Mutter«, sagte Jo in ernstem Ton.

»Okay.« Nadeschda neigte demütig ihren Kopf, worauf beide lachen mussten und Jo dabei fast ihren Kaffee über die Decke schüttete. Es schwappte aber nur ein klein wenig auf ihren Teller. Sie war erleichtert, dass sie nicht gleich am ersten Tag Nadeschdas Bett eingesaut hatte.

Sie aßen weiter, und Nadeschda fragte: »Träumst du eigentlich öfter? Und so – lebendig?«

Jo stockte. »Bitte?«

»Na, du hast heute Nacht im Traum geredet und einmal sogar gelacht. Scheint gut gewesen zu sein, was du da geträumt hast.«

»Entschuldige«, sagte Jo. »Hab ich dich geweckt?«

»Nein, nein. Ich lag eh wach und hab dich angeschaut.«

»Du hast mich beobachtet, während ich geschlafen hab?«

Nadeschda nickte. »Ich hab selten jemanden wie dich im Bett. Da muss ich mir doch ganz genau anschauen, wen ich mir da geangelt habe.«

»Du nimmst also öfter jemanden mit nach Hause?« Jos Stimmung sackte innerhalb einer Sekunde in die Tiefe.

»War ein Scherz!«, lachte Nadeschda. »Ich glaub, ich sollte endlich mal an meinem Humor arbeiten.« Sie räusperte sich.

Jo sagte nichts.

»Passiert mir immer.« Nadeschda leckte sich die von Honig triefenden Finger.

Jo runzelte die Stirn.

»Sorry. Immer wenn ich nervös bin, rede ich zuviel Unsinn und mach blöde Witze.«

»Bist du nervös?«

»Machst du Witze?«, rief Nadeschda. »Ich hab die schönste Frau, die ich seit Jahren, ach was, überhaupt jemals gesehen hab in meinem Bett und frühstücke mir ihr! Klar bin ich nervös!«

»Das war jetzt ein ganz schlechter Witz«, sagte Jo.

»Nein.« Nadeschda schüttelte ernst den Kopf. »Das war kein Witz, das ist die Wahrheit.«

»Mhm.« Jo trank noch einen Schluck.

»Echt wahr!« Dabei stieß Nadeschda ihren Kaffeebecher um und vergoss den kompletten Inhalt auf ihrer Decke. »Scheiße«, sagte sie, blickte entgeistert auf den riesigen braunen Fleck, um dann laut loszuprusten. Jo lachte mit, und plötzlich, ohne dass Jo es recht mitbekam, lagen sie sich in den Armen und küssten sich. Sie fielen übereinander her wie am vergangenen Abend. Jo streifte Nadeschdas Nachthemd über ihren Kopf, warf sich auf sie, wobei sie aus Versehen alles, was auf dem Tablett stand über das ganze Bett verstreute. Doch das störte Jo nicht, genausowenig Nadeschda. Sie lachten und küssten sich und schmierten sich gegenseitig mit Marmelade, Nutella und Honig ein und leckten es wieder ab. Sie liebten sich hemmungslos, so wie es sich Jo seit Jahren ersehnt hatte. Mit Nadeschda war es anders als mit Anne, wilder und schmutziger. Und es brachte Jo fast um den Verstand.

Hinterher sah Nadeschdas Bett wie ein Schlachtfeld aus. Nass, klebrig, bunt. Jo blickte schuldbewusst zu Nadeschda, die aber nur lachen konnte.

»Jetzt ist wenigstens mein Bett unordentlich.« Sie lachte noch mehr.

»Sorry«, sagte Jo.

»Für was? Dass ich gerade den besten Sex meines Lebens hatte? Du bist mir so eine.« Sie nahm etwas Marmelade auf ihre Finger und warf es nach Jo. Die warf zurück, und so ging es hin und her,

bis nicht nur das Bett vollständig eingesaut war, sondern auch die weiße Wand drum herum.

»Ich mal dir was drauf, ok?«

»Du kannst malen?«

Jo nickte.

»Geil«, sagte Nadeschda. »Ich weiß auch schon, was.«

»Was?«

»Dich selbst!«, sagte Nadeschda. »Aber nackt.«

»Kann ich nicht.«

»Doch, kannst du.«

»Mal schauen.«

Sie blickten sich einige Zeit in die Augen und Jo fürchtete, dass ihr bald die Mundwinkel ausfransten, weil sie einfach nicht aufhören konnte, zu grinsen. Sie zwang sich immer wieder, ihre Lippen zu einem Strich werden zu lassen, aber sie schnellten gleich wieder nach oben. Sie konnte nicht anders. Sie sprudelte über vor Glück, so sehr, dass ihr bald schon die Tränen kamen.

»Ich bin glücklich«, sagte sie.

»Ich auch«, sagte Nadeschda. »Sehr sogar.«

»Was machen wir jetzt mit deinem Bett?« Jo schniefte und lachte gleichzeitig.

»Waschen«, meinte Nadeschda. »Oder wegwerfen. Oder, nein, noch besser, wir hängen die Bettdecke an meine Wand. Dann erinnern wir uns immer an unser erstes gemeinsames Frühstück.«

»Ha ha, das ist gut!«

»Du, jetzt aber nochmal ernsthaft«, sagte Nadeschda. »Träumst du öfter so lebendig wie heute Nacht?«

Jo schüttelte sich. »Du hast mal ein Tempo drauf, das Thema zu wechseln.«

»Jetzt sag schon.«

Jo war die Frage unangenehm. »Passiert mir sonst nie«, sagte sie daher. »Eigentlich träume ich nie«, obwohl das gelogen war. Aber sie erreichte damit immerhin, dass Nadeschda nicht weiter nachhakte.

Kurz darauf rief Nadeschda plötzlich laut »Mist!« Sie schaute auf die Uhr. »Ich muss dringend in die Vorlesung!«

Jo musste eigentlich auch, aber sie hätte den Tag nur zu gerne mit Nadeschda im Bett verbracht. Aber Nadeschda hatte es mit einem Mal unglaublich eilig und drängte darauf, dass sie sich duschten, anzogen und auf den Weg machten.

»Du hast doch bestimmt auch Vorlesung, oder?«, fragte Nadeschda.

»Ja, schon.« Was ist nur in Nadeschda gefahren, fragte sie sich.

Sie gingen gemeinsam auf den Campus, von dem Nadeschda praktischerweise nicht weit entfernt wohnte. Dort mussten sie sich trennen, Jo in die eine, Nadeschda in die andere Richtung.

Sie standen voreinander, und keine von beiden machte Anstalten, die andere zu umarmen oder gar zu küssen. Jo verkrampfte, eine seltsame Kälte schien sich zwischen sie geschoben zu haben.

Warum nur?

Weil es falsch ist!

Nadeschda räusperte sich. »Werden wir uns nochmal treffen?« Ihre Stimme klang so, als sei sie sich nicht sicher.

»Ist das eine ernsthafte Frage?«

»Ja, schon. Wir hatten echt eine tolle Nacht und einen wunderschönen Morgen. Aber das muss ja nicht heißen, dass wir einfach so damit weiter machen, oder?«

Jo kniff die Augen zusammen. Sie begriff nicht, was Nadeschda ihr sagen wollte. Hatte sie schon nach einer Nacht genug von ihr? Was war dann mit dem Gerede von dem Nacktbild und der Bettdecke an der Wand. Sie verstand ganz und gar nicht, was auf einmal in Nadeschda gefahren war.

Küss sie, dann ist alles gut.

Sie schlang ihre Arme enger um sich und sagte: »Du, ich muss jetzt los. Ich meld mich dann bei dir.«

Damit drehte sie sich um und eilte über den Platz davon zu ihrem Vorlesungsraum. Vor ihrem inneren Auge sah sie noch die bestürzte Miene Nadeschdas, nachdem sie sich so abrupt verab-

schiedet hatte. *Wenigstens einen Abschiedskuss hättest du ihr noch geben können.* Jo blieb stehen. Wie dumm du doch bist! Sie drehte sich wieder um. Aber Nadeschda war schon verschwunden.

An diesem Abend saß Jo an ihrem Schreibtisch und versuchte, ihre Gedanken zu sortieren, was ihr schon den ganzen Tag über schwer gefallen war.

Was ist, wenn es für Nadeschda wirklich nur ein schnelles Abenteuer gewesen ist? Oder meint sie, dass es das für mich war?

Sei froh, dass sie weg ist!

Nein, bin ich nicht!

Jo war es ernst, sehr ernst sogar. War es das auch für Nadeschda? So konnte es nicht weitergehen. Ihre Gedanken machten sie verrückt. Sie nahm ihr Telefon, klickte sich durch die überschaubare Liste ihrer Kontakte, schaute sich Nadeschdas Namen an und legte das Gerät wieder weg. Sie sollte lernen. Aber sie konnte sich nicht konzentrieren. Einen Brief schreiben. Ja, das hatte sie schon einige Zeit nicht mehr getan. Es gab auch nichts zu erzählen. Aber jetzt schon. Vielleicht half ihr das, Klarheit in ihr Gedankenwirwar zu bringen. Sie kramte ihr Briefpapier aus den Tiefen ihrer Stapel auf dem Schreibtisch hervor und suchte ihren Füller, prüfte die Tintenladung und begann zu schreiben.

Liebe Anne!

Ich hab lange nichts von mir hören lassen. Entschuldige bitte. Es gab einfach nichts, was ich Dir neues berichten konnte. Bis jetzt.

Ich habe jemanden kennengelernt. Nadeschda heißt sie. Eine schöne Frau, nett, lustig, interessant und ziemlich verrückt. Sehr verrückt. Aber das gefällt mir, das weißt Du ja. Bin ja selbst nicht das, was man als normal bezeichnen würde. Ihre Augen sind von einem tiefen Schwarz, kohlschwarz, oder rabenschwarz, aber das trifft es alles nicht. Hab noch nie so schwarze Augen gesehen. Und sie versprühen eine Freude am Leben, wie ich sie lange

nicht gespürt habe. Sehr lange. Aber in ihnen liegt auch eine Traurigkeit. Ich sehe das. Wer, wenn nicht ich.

Ich war gestern mit ihr auf einem Konzert und danach die ganze Nacht bei ihr. Morgens hat sie mir Frühstück ans Bett gebracht und mir ein Nutella-Brotchen geschmiert, ganz so als kannte sie mich schon mein ganzes Leben. Und genau dieses Gefühl hatte ich übrigens auch, als ich sie zum ersten Mal gesehen habe. Kennst Du bestimmt, dieses dumpfe Gefühl, jemanden schon einmal irgendwo gesehen zu haben, obwohl es nicht sein kann. Ich weiß auch nicht. Ich bin, ja, ich glaube, nein, ich weiß!, ich habe mich verliebt. So richtig. Wie damals. Aber ich hab Angst davor, dass nichts daraus wird. Heute fragte sie mich zum Abschied, ob wir uns nochmal treffen sollen. Und ich weiß jetzt nicht, wie sie das gemeint hat. Will sie mich nochmal treffen? Oder hat sie mich gefragt, ob ich sie überhaupt nochmal treffen will? Sehr seltsam das Ganze.

Aber sie hat ja recht. Ich hab echt Angst davor, mich auf eine Beziehung einzulassen. Vielleicht hat sie das ja bemerkt ... Gott, ich weiß doch gar nicht, ob Nadeschda das überhaupt will!

Ich bin immer noch so sehr mit der Vergangenheit beschäftigt. Jeden Tag. Ich muss mich jeden Tag aufs Neue dafür entscheiden, ob ich den Kampf wieder aufnehmen will. Keine Drogen mehr, nicht mehr in Scheinwelten abdriften, im Hier und Jetzt sein. Das kostet alles so viel Kraft! Aber das weißt Du ja, ich hab Dir das schon so oft erzählt.

Aber diese Kraft fehlt mir dann für eine Beziehung, verstehst Du? Ich hör Dich schon: Jo! Die Liebe gibt dir Kraft, sie kostet keine! Vielleicht hast Du ja Recht. Nicht nur vielleicht, ich weiß, dass es so ist.

Aber das ist es ja nicht nur. Wenn es nur das wäre! Was ist, wenn ich nochmal so etwas erleben muss wie damals? Dass auch Nadeschda einfach geht und nie wieder zurück kommt? Das könnte ich nicht ertragen. Das wäre mein Tod, ganz sicher. Und ich will doch leben! Sonst würde ich nicht jeden Tag aufs Neue kämpfen. Vielleicht sollte ich es gar nicht soweit kommen lassen und Nadeschda einfach vergessen?

Ich weiß, schon lange weiß ich das, dass irgendwann der Tag kommt, an dem ich jemanden kennenlerne. Das hast Du mir immer wieder gesagt, auch wenn ich nicht daran geglaubt habe. Bis jetzt. Und, ja, ewig alleine

leben geht nicht, das stimmt schon. Und Kevin ist zwar prima und hilft mir so viel, dass ich ihm gar nicht dankbar genug sein kann. Auch wenn es Tage gibt, wo er mir gehörig auf die Nerven geht.

Nadeschda. Vielleicht ist sie ja doch die Richtige. Vielleicht auch nicht. Ich weiß es einfach nicht. Verrücktes Huhn ist die. Ach, ich weiß nicht.

Ich halte Dich auf dem Laufenden!

Fühl Dich gedrückt und geküsst

Deine Jo

Jo faltete den Brief, ohne ihn vorher auf Rechtschreibfehler geprüft zu haben, steckte ihn in einen Umschlag und legte ihn in ihre Schreibtischschublade, zu all den anderen nie abgeschickten Briefe an Anne.

Sie schloss für einen Moment die Augen und atmete still aus und ein. Dann nahm sie ihr Telefon. Keine Nachricht von Nadeschda. Den ganzen Tag schon nicht. Nur einige Blödsinnsnachrichten von Kevin, die sie getrost unbeantwortet löschen konnte. Warum meldete sich Nadeschda nicht? *Weil du gesagt hast, dass du das tust, Dummkopf.* Stimmt. Was Nadeschda wohl gerade tat? Dachte sie an Jo? So wie Jo an Nadeschda? Am liebsten wäre sie nun bei ihr unter die Decke geschlüpft, um sich an ihre warme Haut zu schmiegen.

Sie entriegelte ihr Telefon, gab jedoch keine Nachricht ein, sondern blickte stumm darauf, so lange bis der Bildschirm wieder schwarz wurde. Sie entriegelte es wieder und starrte wieder, bis es erneut erlöschte. Das machte sie so lange, bis ihr fast die Augen zufielen. Kurz, bevor sie ins Bett ging, schrieb sie Nadeschda doch noch eine Nachricht.

Zwei Nadeschda wartete schon. Als Jo sie sah, ging sie einige Schritte schneller, bis sie schließlich rannte und Nadeschda um den Hals fiel. Etwas zu heftig. Nadeschda verlor fast das Gleichgewicht. Jo drückte sie so fest sie konnte und Nadeschda blieb steif wie ein Brett.

Jo trat einen Schritt zurück. »Es – es tut mir leid«, sagte sie.

Nadeschda schaute sie nur an.

»Ich hätte dich gestern nicht einfach so stehen lassen dürfen«, sagte Jo.

»Das stimmt.«

»Bitte verzeih mir.«

Anstatt etwas zu sagen, hauchte Nadeschda ihr einen Kuss auf den Mund und flüsterte in ihr Ohr: »Wir stehen erst am Anfang, Schnucki. Okay?«

»Schnucki?« Jo drückte sich von Nadeschda weg und schaute sie stirnrunzelnd an.

»Magst du das nicht?«, fragte Nadeschda.

Jo schüttelte den Kopf und verzog dabei angewidert den Mund.

»Jetzt speziell Schnucki oder Kosenamen im allgemeinen?«

»Also, Schnucki ganz speziell nicht. Klingt wie Mausli, oder Zensi. Da kannst du auch gleich Muschi sagen.«

»Oh, Muschi ist gut.« Nadeschda kicherte. »Da fällt mir ein ...«
»Ich glaub, ich steh allgemein nicht auf Kosenamen.«
»Gut, dann nenn ich dich einfach Jo. Oder: meine Liebe?«
»Nein, bitte nicht meine Liebe. Einfach Jo, das reicht.«
»Gut. Dann musst du mich Deschda nennen. Und bitte bitte niemals Nadi oder so. In Ordnung?«
»Versprochen«, sagte Jo. »Deschda. Klingt gut.« Sie grinste.
»Dann hätten wir das schon mal geklärt.« Nadeschda stieß ein helles Lachen aus.
»Ist alles gut zwischen uns?«, fragte Jo.
»Klar, warum nicht?«
»Na, irgendwie warst auch du komisch gestern.«
»Ja, stimmt, hast recht«, sagte Nadeschda. »Bitte nicht sauer sein. Ich glaube, ich hatte Angst, dass gestern Nacht nur eine Episode war, nichts Ernstes.«
»Wie kommst du auf so einen Blödsinn?«
»Ich weiß auch nicht«, sagte Nadeschda. »Ich bin ein Angstmensch.« Sie zog eine Grimasse.
»Und, ist es was Ernstes?«, fragte Jo.
»Für mich, ja«, sagte Nadeschda. »Und für dich?«
»Ja, schon, glaube ich.«
Nadeschda küsste sie wieder auf den Mund.
»Und?«, fragte sie dann. »Eine Idee, was wir jetzt machen? Immerhin hast du mich herbestellt.« Sie zwinkerte Jo zu.
»Keine Ahnung.«
»Wollen wir an die Elbe? Ein bisschen spazieren? Ist so herrliches Wetter.«
»Elbe? Ich weiß nicht.« Jo war etwas unschlüssig.
»Jetzt komm schon«, forderte Nadeschda sie auf. »Jedes frisch verliebte Paar in dieser Stadt muss wenigstens einmal gemeinsam an der Elbe gewesen sein.« Sie griff nach Jos Hand und zerrte sie in den gerade angekommenen Bus hinein.
»Ist das überhaupt der richtige?«, fragte Jo.
»Null Ahnung. Hauptsache, er bringt uns in die Nähe.«

Wenig später standen sie auf dem Sand am Ufer des breiten Stroms, der Lebensader der Stadt.

Nadeschda sog gierig die Luft ein. »Ahh! Göttlich! Hier riecht's so frisch und belebend.«

»Abgase vom Hafen und den Schiffen«, bemerkte Jo mit wenig Begeisterung.

»Du bist mir mal ein Miesepeter.« Nadeschda warf ihr einen tadelnden Blick zu. »Siehst du den Baum dort? Der so aussieht, als hätte er sich hingelegt, um aus dem Fluss zu trinken?«

Jo nickte.

»Wer zuerst dort ist!« Nadeschda rannte los, ohne darauf zu warten, was Jo davon halten könnte.

»Und du bist manchmal übelst guter Laune!«, rief Jo ihr nach, rannte aber selbst los und schaffte es, Nadeschda genau am Baum einzuholen.

»Unentschieden«, hechelte sie.

»Bist du Sportlerin oder was?« Nadeschda war völlig außer Atem.

»Nein, ich kann eben ...«

Weiter kam sie nicht, weil Nadeschda sich auf sie warf und sie lange und heftig auf den Mund küsste, wobei sie beide in den Sand fielen und sich weiter küssten. Nach Atem ringend ließen sie schließlich voneinander ab und blickten durch die Äste in den Himmel hinauf. Jo beobachtete die Wolken, die hier unten am Fluss viel schneller ihre Bahnen zogen als in der Stadt. Zumindest schien es so.

»Schön hier«, meinte Nadeschda.

Jo nickte nur. Es war schön hier, ohne Zweifel. Aber es gab hier viel zu viel, was sie an Anne erinnerte. Der Sand, auf dem sie damals immer saßen und kleine bunte Windräder um ihren Platz herum steckten, deren leises Surren sich mit dem Brummen des Hafens verband. Das blaue Wasser, das manchmal dem Meer ähnelte, aber nur, wenn ein Schiff vorüberfuhr und Wellen ans Ufer warf. Anne und Jo träumten sich dann fort in fremde Länder, als Piratinnen auf großem Beutezug. Der blaue Himmel darüber mit den geschäftig dahineilenden Wolken. Und Anne und sie.

»Sollen wir Steine springen lassen?«, schlug Nadeschda vor.

»Siehst du hier irgendwo Steine?«

Nadeschda blickte sie an. »Stimmt irgendwas nicht?«

Jo schüttelte den Kopf und kämpfte einige Tränen nieder, die hervorbrechen wollten.

»Irgendwas hast du. Du schaust so traurig drein.«

»Es ist nichts.« Jo schniefte.

»Komm her.« Nadeschda beugte sich zu ihr herüber und nahm sie in den Arm. »Sollen wir woanders hin?«

Jo nickte in Nadeschdas Schulter hinein.

»Na komm.« Nadeschda stand auf, reichte Jo eine Hand und zog sie auf die Beine. Sie ließ ihre Hand nicht los und führte Jo auf dem schnellsten Weg in die Stadt hinein und steuerte das erste Straßencafé an. Dort setzte sie Jo auf einen Stuhl, nahm an ihrer Seite Platz und bestellte zwei Galão.

»Willst du mir erzählen, was dich gerade so traurig gemacht hat?«, fragte sie.

»Sorry, ich hab uns den ganzen Tag versaut«, sagte Jo.

»Hey, jetzt mach dir doch keine Vorwürfe!«

»Es ist so, da unten an der Elbe erinnert mich zu vieles an damals. Und das macht mich fertig. Ich weiß nicht mal, ob es die Erinnerungen sind, die mich so quälen oder die Tatsache, dass ich immer noch so sehr in der Vergangenheit festhänge und einfach nicht loslassen kann. Obwohl ich weiß, dass ich das tun muss. Ich lebe jetzt. Hier und jetzt. Was war ist vorbei. Und jetzt habe ich sogar noch das Glück, dich kennengelernt zu haben. Und es ist so unfair gegenüber dir, was ich da mache.« Sie schluchzte und kämpfte dagegen an, laut loszuheulen, nicht vor all den Leuten hier.

»Was plagt dich denn so? Was ist denn damals geschehen?«, fragte Nadeschda.

»Ich will dich nicht damit belasten«, sagte Jo. »Und«, sie zögerte einen Moment, »ich hab auch Angst davor, dass dann wieder alles hochkommt. Das will ich nicht. Davor habe ich eine Riesenangst.«

»Also, ich studier ja nun nicht Psychologie«, sagte Nadeschda.

»Aber ist es nicht kontraproduktiv, Dinge einfach zu verdrängen?«

»Ich hab nichts verdrängt!« Jo hatte ihre Stimme etwas zu sehr erhoben. »Was glaubst du«, fuhr sie gedämpfter fort, »warum ich in tausend Therapien war?«

Nadeschda hob abwehrend die Hände.

»Entschuldige«, bat Jo. »Ich wollte dich nicht anschreien.«

»Hey, schon gut«, sagte Nadeschda.

»Es ist nur so, dass ich eigentlich alles meide, was mich auch nur im Entferntesten an damals erinnert. Es macht mich fertig. Und manchmal kann ich einfach nicht mehr.« Nun konnte sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten und ließ sie einfach laufen.

Nadeschda rückte ihren Stuhl näher zu ihr, legte ihren Arm um sie und streichelte ihr durch die Haare, so lange, bis Jos Tränen versiegt waren. Jo gab ihr einen Kuss. »Danke.«

»Nicht dafür.« Nadeschda lächelte sie an.

»Du musst dir doch denken, was für eine verrückte Tuss du dir da angelacht hast«, sagte Jo und zog die Nase hoch.

Nadeschda reichte ihr ein Taschentuch.

»Nein«, sagte sie. »Ich hab da schon viel Verrücktere gehabt.« Sie lachte. »Und ich finds gut, dass du ein bisschen schräg ins Leben gebaut bist. Bin ich ja schließlich auch.«

»Danke«, wiederholte Jo. »Und ich meine es wirklich so. Danke, dass es dich gibt.«

Sie zuckte zusammen.

»Was ist los?« Nadeschda erschrak.

»Mein Telefon.« Jo wühlte in ihrer Tasche und beförderte das vibrierende Gerät ans Tageslicht. »Meine Mum«, sagte sie nach einem Blick auf den Bildschirm. Sie ging dran. »Hallo! ... Ja, ... du, bin grade ... ja ... ja ... na gut ... ja, bis später ... tschüss!«

»Und?«

»Meine Mum.« Jo machte ein entschuldigendes Gesicht. »Ich muss los. Sie hat Kuchen gebacken, und wenn ich da nicht auftauche, ist sie tief beleidigt. So ist sie.«

»Schade.«

»Ja.« Jo überlegte kurz und sagte dann: »Weißt was? Ich nimm dich einfach mit!« Sie klatschte vor lauter Übermut in die Hände.

»Und deine Mutter? Die kennt mich doch gar nicht.«

»Die überraschen wir einfach!«

»Das ist mir unangenehm.«

»Ach was. Die ist immer so alleine und freut sich über Gesellschaft.«

»Weiß sie denn von mir?«

»Nein. Aber dann schon.« Jo grinste.

»Ich weiß nicht ...«

»Auf jetzt! Ich bin mit dir auch an die Elbe!«

»Ich glaub, dass ich lieber in meine Bude gehe«, sagte Nadeschda. »Ist mir echt peinlich, so uneingeladen bei deiner Mutter aufzuschlagen und dann auch noch gleich als deine neue Freundin vorgestellt zu werden.«

»Wenn du mich liebst, kommst du jetzt mit«, sagte Jo.

Nadeschda blickte sie einen Atemzug lang überrascht an. »Bist du immer so erpresserisch?«

Jo zuckte mit den Achseln. »Wenn nichts anderes hilft?«

»Miststück.«

Jo nickte und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Na gut«, willigte Nadeschda schließlich ein. »Aber ich will nachher kein Gejammer hören, wenn's schief geht.«

Auf dem Weg zu ihrem Elternhaus stellte sich Jo vor, wie ihre Mutter reagieren würde. Als sie damals Anne zum ersten Mal mit nach Hause gebracht hatte, auch unangekündigt, war ihre Mutter wenig begeistert gewesen. Inzwischen hatte sie sich aber damit abgefunden, nie Enkel haben zu werden. So schwer es ihr gefallen war, das zu akzeptieren. Und jetzt wurde sie nicht müde, Jo immer wieder darauf anzusprechen, ob sie nicht endlich jemanden gefunden hätte. Jo redete sich stets damit heraus, dass sie keine Zeit für solche Sachen hätte und überhaupt alleine sehr glücklich sei. Und sie habe

doch Kevin. Aber der sei doch kein wirklicher Ersatz, meinte ihre Mutter. Themawechsel, bitte.

Als sie an ihrem alten Zuhause angekommen waren, öffnete Jo das Eisentor und trat auf die geschotterte Auffahrt. Nadeschda blieb am Tor stehen und blickte mit unverholenen Unglauben auf das Haus.

»Was ist?«, fragte Jo. »Noch nie ne Villa gesehen?«

Nadeschda klappte ihren Mund wieder zu, ihren Blick weiterhin auf die Villa von Jos Familie geheftet.

»Jetzt komm schon, so schön ist die alte Kiste jetzt auch nicht.«

»Ich wusste nicht, dass deine Eltern reich sind! Das ist ja ein Schloss!«

Jo winkte ab. »Mir bedeutet dieser Reichtum nichts«, behauptete sie. »Das Haus ist seit über einem Jahrhundert in Familienbesitz. Oder noch länger. Irgendeiner meiner Vorfahren hat es gebaut, war Seefahrer.«

»Und was machen deine Eltern? Muss doch ein Schweinegeld kosten, das Ding zu verhalten.«

»Die waren Rechtsanwälte.«

»Waren?«

»Ja, mein Vater ist vor zwei Jahren gestorben ...«

»Das tut mir leid.«

»Mir auch.« Jo zwängte ein Lächeln hervor. »Und meine Mutter hat damals, als ich in der Klinik war, ihren Job aufgegeben, um sich um mich zu kümmern. Seit ich wieder halbwegs auf eigenen Beinen stehen kann, arbeitet sie ehrenamtlich bei einer Drogenberatung auf dem Kiez und lebt vom Erbe meines Vaters.«

»Cool.«

»Was?«

»Dass sie sich für sowas einsetzt!«

»Ja, find ich auch.« Jo musste zugeben, dass sie nie gedacht hätte, einmal so stolz auf ihre Mutter sein zu können. Damals war ihr Verhältnis nicht das beste gewesen.

Sie gingen Hand in Hand über den knirschenden Schotter, stiegen die Stufen zur Haustür hinauf, und Jo klingelte. Nur Sekun-

den später öffnete ihre Mutter die Haustür und trocknete sich noch schnell die Hände an einem Geschirrtuch.

»Du bist schon da!«, rief sie freudig aus und stockte, als sie Nadeschda erblickte. »Oh, du bist in Begleitung?«

»Ja, Mama. Das ist Nadeschda. Meine Freundin.«

Das Gesicht ihrer Mutter strahlte plötzlich und sie streckte Nadeschda ihre Hand entgegen.

»Hallo Nadeschda. Ich bin Johannas Mutter.«

»Hallo.« Nadeschda lächelte und blickte dann Jo an, während sie lautlos Jos vollen Namen mit den Lippen formte. Jo verdrehte die Augen.

Jos Mutter schüttelte immer noch Nadeschdas Hand, etwas zu lange, befand Jo. Als sie Nadeschda endlich genug von unten bis oben beäugt hatte, wandte sie sich wieder an ihre Tochter. »Freundin, oder Freundin-Freundin?«

Jo warf Nadeschda einen kurzen Blick zu. Diese hob die Augenbrauen. Jo zwinkerte ihr aufmunternd zu und blickte mit einem stolzen Lächeln ihre Mutter an. »Freundin-Freundin.«

Ihre Mutter klatschte in die Hände und rief einen Dankesruf gen Himmel. »Dass ich das noch erleben darf!«, sagte sie. »Kommt rein, kommt rein.«

Jos Mutter führte die beiden in die Küche, und Jo musste Nadeschda fast gewaltsam mit sich ziehen, weil diese vor lauter staunenden Blicken das Gehen vergaß.

In der Küche stellte Jos Mutter schnell noch ein drittes Gedeck auf den Tisch, wo schon der Käsekuchen stand und eine Kanne Kaffee. Jo lief beim bloßen Anblick das Wasser im Mund zusammen. Sie setzten sich, und noch bevor jede ein Stück Kuchen auf dem Teller hatte, gab es für Jos Mutter kein Halten mehr.

»Nun sagt schon. Wie habt ihr euch kennengelernt? Und wann? Und wo? Ich will alles wissen!«

»Mama. Lass uns doch erstmal Kuchen essen.«

»Ja ja. Du hast ja recht.« Sie verteilte den Kuchen und goss in jede Tasse etwas Kaffee. »Milch und Zucker gibt's hier«, sagte sie.

»Ich weiß ja nicht, wie Sie ihn trinken.« Sie kicherte.

Wie nervös sie ist, dachte Jo. Wie ein kleines Kind, das zum ersten Mal jemanden Fremden kennenlernt.

»Sagen Sie doch bitte du zu mir«, bat Nadeschda.

»Schön! Dann sagst du bitte auch du zu mir, liebe Nadeschda.« Sie streckte ihre Hand quer über den Tisch, wobei sie beinahe Jos Tasse umgeworfen hätte, die diese gerade noch festhalten konnte, mit einem tadelnden Blick in Richtung ihrer Mutter.

»Margarita«, verriet ihre Mutter Nadeschda ihren Vornamen.

Nachdem die Verschwesterung vorüber war, fuhr ihre Mutter mit ihren Fragen fort.

»Also, Nadeschda, wo hast du meine Tochter kennengelernt? Ich stell mir das etwas schwierig vor, da sie doch kaum ihre Höhle verlässt.«

»Mama!«

»Stimmt doch«, bekräftigte ihre Mutter.

»Ich studier an der gleichen Uni«, erzählte Nadeschda. »Wir haben uns auf einer Party kennengelernt.«

»Du gehst wieder auf Partys?«, fragte Jos Mutter an Jo gewandt.

»Kevin hat mich hingeschleift.«

»Schön!« Ihre Mutter klatschte wieder in die Hände, wie sie das immer tat, wenn sie sich über etwas ganz besonders freute. »Dann ruf ich ihn morgen gleich an und gratuliere ihm, dass er das geschafft hat.« Sie grinste übermütig und schob sich ein Stück Käsekuchen in den Mund. »Und was studierst du?«, fragte sie mit noch vollem Mund.

»Germanistik und Slawistik«, sagte Nadeschda. »Aber ich bin keine Russin«, fuhr sie mit einem Blick auf Jo fort, »auch wenn man das vielleicht denken könnte.«

»Kommst du aus Hamburg?«

»Ja und nein, wie man's nimmt. Ich bin in Hamburg geboren und hier aufgewachsen und auch einige Zeit hier zur Schule gegangen. Mein Abitur hab ich allerdings in Süddeutschland gemacht, weil meine Eltern dort hingezogen sind.«

»Jetzt weißt du schon mehr über Nadeschda als ich«, mischte sich Jo in das Gespräch. »Du immer mit deiner Fragerei.«

»Jetzt sag bloß, du hast das Nadeschda noch nicht gefragt!«

»Wir hatten anderes zu tun.« Jo kniff dabei in Nadeschdas Schenkel.

»Na na! Nicht hier am Tisch!«, sagte Jos Mutter mit gespielter Empörung und lachte gleich anschließend. Nadeschda lief überraschend rot an und Jo flüsterte ihr ein »Sorry!« hinüber.

»Ja, und jetzt bin ich wieder hier«, fuhr Nadeschda fort. »Wegen meines Studiums.«

»Und, gefällt's dir hier?«

»Sehr sogar«, sagte Nadeschda. »Ich hab die Stadt sehr vermisst.«

»Hast du Geschwister?«

Jo bemerkte, wie Nadeschda bei dieser Frage kurz zögerte und ein Schatten über ihre Augen huschte. »Nein.« Sie schob sich ein Stück Kuchen in den Mund.

»Schade«, sagte Jos Mutter. »Mein Mann und ich haben es leider auch nie geschafft, Johanna noch ein Geschwisterchen zu schenken. Wir haben immer viel zu viel gearbeitet. Und dann war es irgendwann zu spät.« Sie machte ein bedauerndes Gesicht. »Naja. So ist das Leben.« Sie lächelte und fuhr mit ihren Fragen fort: »Auf welche Schule bist du damals gegangen?«

»Mama. Jetzt sei doch nicht so neugierig«, beschwerte sich Jo.

»Schon ok«, sagte Nadeschda. »Ich war auf der Sophie-Barat-Schule, meine Eltern sind streng katholisch und mussten ihr Töchterchen unbedingt auf diese Schule schicken.«

Jos Mutter hob interessiert die Augenbrauen. »Eine gute Schule«, sagte sie.

Nadeschda zuckte mit den Achseln.

Plötzlich kicherte Jos Mutter. »Das wär doch spannend gewesen, wenn ihr beide auf die gleiche Schule gegangen wärt und euch erst jetzt kennengelernt hättet. Johanna war nämlich auf der ...«

»Mama! Jetzt reicht«, fuhr Jo dazwischen. »Nadeschda kommt sich womöglich noch wie in einem Verhör vor. Lass uns doch end-

lich mal in Ruhe deinen Kuchen genießen, der ist nämlich echt wieder lecker.« Zum Beweis schob sie sich ein extra großes Stück in den Mund.

»Hast ja recht.«

Ihre Mutter kniff ihr in die Wange, was sie schon gerne getan hatte, als Jo noch ein kleines Kind gewesen war. Nur, dass sie damals noch ein Kind war ... Jo verzichtete, ihre Mutter darauf hinzuweisen.

Sie aßen den Kuchen, tranken ihren Kaffee und Jo war froh, dass ihre Mutter das Verhör eingestellt hatte, und sich nun darauf verlegte, von ihrer Arbeit in der Drogenberatung zu erzählen, wobei Nadeschda aufmerksam zuhörte, Jo hingegen überhaupt nicht. Sie hatte nur Augen für ihren Käsekuchen und für Nadeschda, die sie sich ungeschickterweise gerade jetzt nackt vorstellte.

»Komm, ich zeig dir mein altes Zimmer«, sagte Jo, als sie fertig gegessen hatten.

»Sollen wir nicht erst Margarita beim Abwasch helfen?«

Margarita, wiederholte Jo in Gedanken. Das klang seltsam, wenn ihre Freundin ihre Mutter so nannte.

»Nein, nein. Das mach ich schon«, winkte Jos Mutter ab. »Geht ihr nur hoch und schaut euch das Haus an. Fühlt sich sowieso in letzter Zeit viel zu einsam, das alte Ding.«

Jo wusste, dass sie damit sich selbst meinte und nicht unbedingt das Haus. Es tat ihr leid, aber sowohl sie als auch ihre Mutter wussten, dass Jo nur dann wirklich auf eigenen Beinen zu stehen lernte, wenn sie alleine lebte und Abstand zu ihrem Elternhaus gewann.

Auf halbem Weg das Treppenhaus hinauf, sprach Nadeschda sie genau auf dieses Thema an. »Warum wohnst du denn nicht mehr hier in diesem geilen Haus?«

»Ich will mein Leben selbstständig leben können«, antwortete Jo. »Und das kann ich hier nicht.«

»Aber warum musstest du dann gleich auf den Kiez ziehen! Ist das nicht zu gefährlich?«

»Du meinst wegen den Drogen?«

Nadeschda nickte.

»Die gleichen Sorgen macht sich meine Mutter auch. Ich aber nicht. Ich kenne mich dort aus, weiß, was ich machen kann, wo ich getrost hingehen darf und wo nicht. Konfrontation mit den eigenen Schwächen, weißt du?« Sie zwinkerte Nadeschda zu. »Nein, im Ernst. Kiez ist nicht sooo schlimm. Ich mags da.« Nadeschda schwieg und Jo seufzte.

»Ich weiß«, sagte sie. »Das ist alles sehr widersprüchlich. Weil ich dir erst gesagt hab, dass ich alles meide, was mich an früher erinnert. Und du denkst bestimmt, dass mich einiges auf dem Kiez an damals erinnert, mit den Drogen und so. Das ist auch so, aber das macht mir nichts aus. Ich weiß, das klingt doof. Aber so ist's nun mal. Ich kann's selbst kaum erklären.«

Sie waren inzwischen im ersten Stock und vor Jos altem Zimmer angelangt. »Tataaa!«, machte sie, als sie die Tür aufstieß und ihr Zimmer zum Vorschein kam, das immer noch so aussah wie an jenem Tag, als sie ausgezogen war, was nicht allzu lange her war, wie sie zugeben musste. Einzig ihr Schreibtisch fehlte, der stand in ihrer neuen Wohnung.

»Wow«, sagte Nadeschda. »Cool. Sieht gemütlich aus. Und die Gemälde da, an der Wand. Wahnsinn!« Sie schaute sich ganz genau um. »Hast du die gemalt?«

»Jep.«

»Die Fluggeräte da, abgefahren. Sehen aus wie von einem Jules Verne der Neuzeit erfunden, oder so. Und so viele davon. Haben die eine besondere Bewandnis?«

»Lange Geschichte«, sagte Jo.

»Und wer ist dieses wunderschöne Mädchen, das da überall abgebildet ist?«

»Das ist Anne«, sagte Jo. »Sorry, meine erste große Liebe.«

»Die dich verlassen hat.«

Jo nickte. »Erinnere mich bitte nicht daran.« Sie spürte, wie sich der unvermeidliche Kloß in ihrem Hals bildete.

»Wow.« Nadeschdas Blicke wanderten über Jos Wandgemälde.

»Die sieht aus wie ein Engel. Der Hammer. Sie hat dir wohl viel bedeutet.«

»Alles.« Jo schluckte. »Komm, ich zeig dir unseren Garten.« Sie musste hier weg, so schnell wie möglich.

Sie packte Nadeschda an der Hand und eilte mit ihr die Treppe hinab, hinaus in den Garten. Dort stand ihre Mutter gerade auf einer Leiter und schnippelte an einem Baum herum.

»Geiler Scheiß!«, rief Nadeschda aus, als sie den Garten erblickte. »Das ist ja ein Park!«

»Sag ich auch«, meinte Jo. »Aber ...«

»Nein, das ist ein Garten!«, rief Jos Mutter von der Leiter herab. Jo zuckte die Achseln. »Das behauptet sie immer ...«

»Weil es stimmt!«, kam von der Leiter.

» ... aber es ist ein Park. Geht runter bis zur Elbe. Soll ich dir's zeigen?«

»Ja, gerne. Aber erst würd ich gerne deiner Mutter helfen. Die freut sich bestimmt über ein wenig Hilfe, wie es scheint.«

»Willst du dich einschleimen?«

Nadeschda zwinkerte ihr zu und ging zur Leiter, auf deren oberster Sprosse Jos Mutter stand und einem Ast mit einer Heckenschere zu Leibe rückte.

»Können wir dir irgendwie helfen, Margarita?«, rief Nadeschda.

»Sehr gerne sogar!«, kam als Antwort.

Na prima, dachte Jo.

Und so verbrachten sie den Rest des Nachmittags damit, an den Bäumen herumzuschneiden, wovon es immens viele gab, um sie fit für den Winter zu machen, wie Jos Mutter erklärte, damit sie im nächsten Frühling wieder blühen konnten und dann möglichst viele Früchte trugen, weil sie doch so gerne Saft und Marmelade einkochte. Ein Thema, bei dem sich Nadeschda auszukennen schien, ganz im Gegensatz zu Jo, die sich daher damit begnügte, ihre Mutter und ihre Freundin bei ihren Diskussionen und Rezeptaustauschereien zuzuhören und zu beobachten. Insgeheim freute sie sich darüber, dass sich die beiden anscheinend ausnehmend gut verstanden.

Sie arbeiteten bis weit in den Abend hinein, und ihre Mutter lud sie spontan noch zum Abendessen ein. Da sie keine Lust hatte, etwas zu kochen, und auch nicht, irgendwo hinzugehen, da sie allesamt ziemlich durchgeschwitzt waren und keine Lust auf Duschen hatten, bestellte sie kurzerhand ein üppiges Menü beim Edellitaliener um die Ecke, der prompt lieferte und den drei Frauen ein Festmahl bescherte, das sie heißhungrig und unter großem Gelächter verzehrten. Zu trinken gab es selbstgemachten Holundersirup.

Als sie sich schließlich verabschiedeten, hielt Jos Mutter ihre Tochter noch am Arm fest und flüsterte ihr ins Ohr: »Ich mag Nadeschda. Die darfst ruhig öfter mitbringen. Sehr sehr gerne sogar.« Sie seufzte. »Die gefällt mir wirklich sehr.«

»Ja, Mama.«

»Ich hoffe, das wird richtig gut mit euch. Ich wünsche es dir jedenfalls von ganzem Herzen.«

Liebe Anne!

Es läuft gut mit Nadeschda und mir! So richtig gut. Fast schon zu gut, fürchte ich manchmal. Aber »zu gut« gibt es ja nicht, hast Du mir immer wieder gesagt.

Deschda und ich unternehmen viel gemeinsam, gehen auf Konzerte, auf Partys (ja, Partys!), wir lachen viel, wir reden viel und wir lieben viel. Und immer dann, wenn ich mal wieder in einem Tiefhänge, ist Deschda da und hält mich fest, so lange, bis ich wieder aus meinem Loch geklettert bin. Eine unglaubliche Frau. Mein Leben schwebt in ganz neuen Höhen, in so großen, wie ich es nicht mehr für möglich gehalten habe. Und sie versteht sich sogar gut mit meiner Mutter! Vor einigen Tagen haben wir einen halben Tag lang in ihrem Garten gearbeitet (ja, ich auch! Das musst Du Dir mal vorstellen.) Ich hoffe, ich verliere sie nie!

Ich vertraue Deschda, voll und ganz. Sie versteht mich und ich kann bei ihr so sein wie ich eben bin, launisch bis zum Gehnichts mehr. Vielleicht liegt es daran, dass Deschda auch irgendetwas Schreckliches erlebt hat. Ich vermute das jedenfalls, sicher weiß ich es nicht. Ich hab Dir von der Traurigkeit

in ihren Augen erzählt. Die ist immer da, mal schwächer, mal stärker. Sie wollte mir, glaube ich, schon mal davon erzählen, wenigstens kam es mir vor, als hätte sie einen Anlauf dazu gewagt. Aber ich will das glaube ich gar nicht wissen. Wir sollten die Geister der Vergangenheit ruhen lassen. Die ihren und die meinen ganz besonders. Oder, was meinst Du?

Gruß und Kuss

Jo

Hätte ich mich doch nie drauf eingelassen!

Jo stand alleine in einer Ecke auf der Party eines von Nadeschdas Studienkollegen. Sie hatte schon heute Morgen ein schlechtes Gefühl, als Nadeschda sie dazu überredete, da hin zu gehen. Und nun bewahrheitete es sich. Aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen trank Nadeschda heute Abend Unmengen an Alkohol, was sie aus Rücksicht auf Jo sonst nie tat. Doch das alleine war es nicht, was Jo störte. Das konnte sie akzeptieren, Nadeschda musste ja nicht wegen Jos früherer Dummheit ihr Leben lang auf Alkohol verzichten. Sie störte viel mehr, dass Nadeschda sich heute den ganzen Abend über kein einziges Mal um sie kümmerte. Sie schäkerte mit tausend Leuten, Männlein wie Weiblein, tanzte, trank und war laut. Jo verstand nicht, was in Nadeschda gefahren war und wollte es auch gar nicht, wenn sie ehrlich war. Ihr ging Nadeschdas Gehabe gehörig auf den Geist.

Jo nippte miesgelaunt an ihrem alkoholfreien Cocktail, beobachtete Nadeschdas peinliches Herumgehops, sah, wie sie erst einen Arm um einen Mann schlang und dann den anderen um eine Frau. Eine hübsche dazuhin, hübscher als Jo. Sie schloss ihre Augen und blies ihren Ärger durch die Nasenlöcher. Als sie ihren Blick wieder auf Nadeschda richtete, sah es für sie so aus, als hätten sich die Frau und Nadeschda gerade geküsst. Jo konnte es nicht mit Sicherheit sagen, weil sie es nicht gesehen hatte. Aber schon der Gedanke daran machte sie rasend.

Sie stellte ihr halbleeres Cocktailglas auf ein Regalbrett und achtete nicht darauf, dass sie es so ungeschickt auf die Kante gestellt hatte, dass es auf den Boden knallte. Mit forschenden Schritten stampfte sie auf Nadeschda zu, um sie zur Rede zu stellen. Als Nadeschda sie bemerkte, nahm sie ihre Arme von den Personen, breitete sie aus und kam mit einem überschwänglichen Grinsen auf Jo zu. Sie wollte sie in die Arme schließen, aber Jo wehrte sie ab.

»Was ist los?«, wollte Nadeschda mit verdutzter Miene wissen.

»Das frage ich dich«, blaffte Jo.

»Du, sorry, ich bin ziemlich besoffen. Hick.«

Bitte nicht hicksen, das ertrage ich nicht!

Ich hab's dir ja gesagt – lass die Finger von ihr!

»Wir feiern eine bestandene Prüfung, weißt du doch. Da hab ich mich ein bisschen gehen lassen. Tut mir leid.« Nadeschda setzte ihren Hundeblick auf.

»Das ist mir egal.« Jo legte möglichst viel Kälte in ihre Stimme.

»Was ist mit der Tuss da. Willst du mit ihr ficken, oder was?« Sie spürte, wie sich der Zorn in ihr immer mehr Bahn brach.

Nadeschda blickte erschrocken drein. »Nein!«, wehrte sie sich.

»Wie kommst du darauf?«

»Weil ihr euch geküsst habt!«

»Nein, haben wir nicht!« Nadeschda wandte sich etwas schwankend zu der Frau um und wollte sie herbeirufen.

»Nadeschda!«, sagte Jo mit lauter Stimme. »Ich brauch das jetzt nicht! Auf sowas hab ich echt keinen Bock! Ich will jetzt nach Hause.« Sie drehte sich um und ging eilig zur Garderobe, um ihre Jacke zu holen. Soll sie doch knutschen, wen sie will!

»Jooo!«, rief Nadeschda ihr hinterher. »Jetzt warte doch! Ich will nichts von der. Is nur ne Komol ... Komil ... ach Komidingsbums halt. Ich liebe dich und sonst niemanden!«

»Bist du dir da sicher.«

»Ach Jo, so sicher wie ich weiß, dass ich irgendwann sterben muss. Sas weißt su doch!«

»Dann komm jetzt mit nach Hause.«

»Ja, gut, mach ich. Bin eh schon zu betrunken.« Sie nahm sich ihre Jacke und sie gingen beide schweigend zu Nadeschda.

»Es, es, tut mir leid«, sagte Nadeschda, als sie in ihrer Wohnung standen. »Wenn ich dich verletzt haben sollte ...« Sie schien etwas nüchterner geworden zu sein.

»Schon ok. Lass uns einfach schlafen gehen.« Jo zog sich aus, legte sich ins Bett und wickelte die Decke um sich. Nadeschda kam tapsig und torkelnd nach und legte ihren Arm von hinten um Jo. Sie stieß ihn weg und sagte, dass sie erstmal ihren Rausch ausschlafen solle. Nadeschda gehorchte und Jo hörte noch, wie sie leise weinte. Sollte sie weinen, vielleicht kam sie dann zu der Erkenntnis, was heute schief gelaufen war. Außerdem war sie viel zu müde, und bevor sie sich noch entscheiden konnte, Nadeschda doch zu fragen, warum sie denn weinte, war sie eingeschlafen.

Am nächsten Morgen wachte Jo erst auf, als es taghell war. Sie hatte tief und fest und traumlos geschlafen. Sie drehte sich zu Nadeschda, die aber nicht in ihrem Bett lag. Und so kalt wie ihre Seite war, wohl schon seit geraumer Zeit nicht mehr.

Jo stand schlaftrunken auf, wickelte sich die Decke um ihren nackten Körper und tapste zur Zimmertür. Sie lugte um die Ecke, ob Nadeschdas Mitbewohner zu sehen oder zu hören war, sonst hätte sie sich anziehen müssen, da sie auf dessen gierige Blicke keine Lust hatte. Zum Glück war der so gut wie nie da, so auch heute nicht. Sie zog ihre Decke höher und ging barfuß in die Küche, wo sie Nadeschda zu finden hoffte. Aber die Küche war verwaist, die Kaffeekanne war kalt, und das Geschirr lag ungewaschen in der Spüle.

Seltsam. Wo war Nadeschda nur? Es war doch Sonntag, die Uni geschlossen. Na, vielleicht ist sie Brötchen holen, dachte Jo und beschloss, wieder ins Bett zu gehen und dort nackt auf Nadeschda zu warten. Sie plagte ein schlechtes Gewissen wegen des vergangenen Abends. Sie war von ihrer Eifersucht übermannt worden und hatte dann auch noch den Körperkontakt verweigert und dann zu allem Überfluss Nadeschda sich alleine in den Schlaf weinen lassen. Das

alles tat ihr heute Morgen furchtbar leid. Und sie ärgerte sich über sich selbst, dass sie gestern Abend so wütend gewesen war, dass sie nicht über ihren Schatten hatte springen können. Sie hoffte, dass sie Nadeschda damit versöhnen konnte, dass sie nun nackt im Bett auf sie wartete. Sollte sie noch Kaffee machen? Nein, hier im Bett war's gerade so schön warm. Sie wartete eine Weile und schlief irgendwann wieder ein. Als sie wieder aufwachte, waren gut zwei Stunden vergangen. Und Nadeschda war immer noch nicht da.

So lange dauert Brötchen holen aber nicht. Jo schlüpfte aus dem Bett und sprang in einen Jogginganzug. Wenn sie mich nicht nackt im Bett haben will, dann kann sie mich mal. Wo war sie nur?

Jo nahm ihr Telefon und schaltete es ein. Keine Nachricht von Nadeschda. Wenn sie irgendetwas dringend zu erledigen hatte, hätte sie doch sicherlich eine Nachricht hinterlassen. Zumal, wenn sie diese Erledigung einen halben Tag kostete.

Jo wurde plötzlich ganz heiß. Was hatte das zu bedeuten, dass Nadeschda ihr nicht Bescheid sagte? Was, wenn ich sie gestern Abend so sehr verletzt habe, dass sie nun erstmal Abstand von mir braucht? Oder ist sie womöglich zu der Tuss von gestern gerannt, um sich bei ihr auszuheulen? Jo wurde übel. Sie musste sich erst einmal aufs Bett setzen und ihre Gedanken sortieren. Nun tat ihr es noch mehr leid, wie sie sich gestern verhalten hatte. Oh Gott, Jo! Reiß dich halt mal zusammen! Was ist nur in dich gefahren, so eifersüchtig zu sein! Jetzt ist sie weg! Und du bist wieder allein. *Und das ist doch gut so!*

Nein. Nein! Sie ist nicht weg! Sie kann mich doch wegen so einer Kleinigkeit nicht verlassen!

Kleinigkeit? Kleinigkeit meinst du? Das war völlig überzogen und unfair, was du da gestern abgezogen hast.

Ruhig, beruhige dich. Es gibt bestimmt eine ganz einfache Erklärung dafür, dass sie nicht da ist.

Jo wählte Nadeschdas Nummer. Freizeichen. Viel zu lange. The Person, you are calling ...

Mist, verdammter!

Und wenn ihr etwas zugestoßen ist? Sie hatte bestimmt noch Restalkohol. Und damit ist sie Brötchen holen gegangen, umgefallen, auf die Straße ...

MANN JO! Sie hat dich verlassen! So oder so. Akzeptiere es.

NEIN!

Jo sprang auf und rannte in die Küche. Sie erinnerte sich, dass dort am Kühlschrank ein Zettel mit für Nadeschda wichtigen Nummern hing.

Am Kühlschrank klebte allerhand, aber die Telefonliste fand Jo sogleich. Ihr Name und ihre Nummer stand ganz oben.

Du bist das Wichtigste in ihrem Leben.

Ha ha haaa!

Jo erinnerte sich, wie sie Nadeschda einmal gefragt hatte, warum sie denn die Nummern auf einen Zettel schrieb. Sie seien doch alle in ihrem Telefon gespeichert. Und wenn es mal leer ist?, gab Nadeschda zu bedenken. Oder ich es mal nicht finde und ich dann dringend eine Nummer brauche? Jetzt war Jo ihr dankbar dafür. Sie nahm sich vor, alle Nummern abzutelefonieren. Irgendjemand musste doch wissen, wo Nadeschda steckte. Sie überlegte, wo sie selbst als erstes hingehen würde, wenn sie Streit mit Nadeschda hätte und wählte die Nummer von Nadeschdas Mutter. Mit der hatte sie noch nie telefoniert und sie auch noch nicht kennengelernt, aber irgendwann war für alles das erste Mal.

Sie hatte kein Glück, es meldete sich niemand. Ist doch auch Blödsinn, die wohnt doch hunderte von Kilometern weit weg! Die Tante. Nadeschda hatte als einzige Familie eine Tante hier in der Stadt. Die Nummer stand als dritte in der Liste. Aber auch dort meldete sich niemand. Jo wählte Nummer für Nummer und erreichte sogar einige. Alles Freunde Nadeschdas, aber niemand wusste etwas, auch nach mehrmaligem Nachhaken nicht.

Irgendetwas stimmte nicht, ganz und gar nicht. Jo wurde flau im Magen, und das lag nicht daran, dass sich langsam der Hunger bei ihr meldete. Sie machte sich inzwischen ernste Sorgen um Nadeschda und hätte ohnehin keinen Bissen hinunterbekommen.

Sie musste etwas tun. Sie konnte nicht hier in Nadeschdas Wohnung hocken und warten, dabei würde sie verrückt werden. Ich muss sie suchen. Ja. Jo zog sich an, schnappte sich den Wohnungsschlüssel und stockte. Warum hatte Nadeschda ihren Wohnungsschlüssel liegen lassen? Hatte sie ihn vergessen? *Natürlich! Weil sie nie wieder zurückkommen will! Zu dir! SEI STILL!*

Jo hastete das Treppenhaus hinab und schnappte sich kurzentschlossen Nadeschdas Fahrrad. Zuerst fuhr sie auf den Campus. Doch der lag verlassen da, bis auf Berge von welchem Laub und veranzelten Studenten, die es sogar an einem Sonntag an die Uni versprengte. Jo fragte jeden einzelnen, ob er Nadeschda gesehen habe, aber keiner konnte ihr helfen.

Als Nächstes fuhr sie die Strecke zum Bäcker ab, wobei ihr nichts Ungewöhnliches auffiel. Beim Bäcker fragte sie die Verkäuferinnen, ob Nadeschda heute hier war. Sie war sich sicher, dass sie Nadeschda kannten, sie kam schließlich fast täglich hier her, um sich einen Kaffee auf den Weg zur Uni zu holen, auch wenn der Bäcker gar nicht auf dem Weg dorthin lag. Es gab dort laut Nadeschda den besten Kaffee der ganzen Stadt. Aber auch hier konnte ihr niemand helfen.

Wo ist Deschda!

Jo war sich inzwischen sicher, dass ihrer Freundin etwas zugestoßen sein musste. Ein Unfall. Sie lag verletzt in irgendeinem Krankenhaus. Viele Möglichkeiten gab es hierfür nicht. Jo schwang sich aufs Fahrrad und fuhr so schnell sie konnte ins nächstgelegene Krankenhaus.

Völlig verschwitzt stürzte sie zur Aufnahme und fragte, wo Nadeschda liege und was ihr zugestoßen sei.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte die Dame hinter dem Tresen in aller Seelenruhe.

»Meine Freundin. Nadeschda. Ist sie heute hier eingeliefert worden?«

Die Frau blieb gelassen und sagte: »Wenn Sie mir den Nachnamen geben, kann ich für Sie nachschauen.«

Jo musste kurz überlegen, bevor ihr einfiel, wie Nadeschda mit

Nachnamen hieß. Dabei war es so ein Allerweltsname, oder vielleicht lag es gerade daran.

»Müller!«

»Nadeschda Müller ...« Die Frau schaute in den Bildschirm vor ihr und tippte darauf herum. »Nein, tut mir leid. Wir haben keine Patientin unter diesem Namen.«

»Ganz sicher?«

»Gute Frau. Sollte ich nicht mit Blindheit geschlagen sein, bin ich mir ganz sicher.«

»Okay. Entschuldigen Sie bitte.«

Jo machte sich auf den Weg ins nächste Krankenhaus. Mit demselben Ergebnis. Auch im nächsten konnte man ihr nicht weiterhelfen. Und alle anderen waren zu weit weg, womit es unwahrscheinlich war, dass Nadeschda dort eingeliefert wurde.

Völlig leer und ratlos, was sie nun tun sollte, ließ sich Jo draußen vor dem Krankenhaus auf eine Bank sinken.

Nachdenken, Jo. Nachdenken.

Es gab Momente, da hätte sie für eine einzige Zigarette töten können. Jetzt war ein solcher. Doch hätte sie jetzt eine geraucht, wäre der nächste Schritt nicht weit und sie wäre den Drogen wieder hilflos ausgeliefert. Sie musste es schaffen, sich ohne Nikotin zu beruhigen, damit ihr Kopf wieder richtig funktionierte und das Zittern endlich aufhörte, das inzwischen ihren ganzen Körper befallen hatte.

Ich geh jetzt zur Polizei. Mir scheißegal.

Jo stand auf, holte einige Male tief Luft, bis das Zittern wenigstens soweit nachgelassen hatte, dass sie wieder Fahrrad fahren konnte.

Bei der Polizei angekommen wollte sie gleich eine Vermisstenanzeige aufgeben.

»Wie lange wird die Person denn vermisst?«

»Seit den frühen Morgenstunden.«

»Heute?«

»Ja, heute.«

Der Polizist seufzte. »Tut mir leid. Da kann ich leider noch kei-

ne Vermisstenanzeige aufnehmen. Das ist noch nicht lange genug.«

»Bitte was? Noch nicht lange genug? Was ist, wenn sie entführt wurde, sie in einen Keller gesperrt wurde, damit sie dort verhungert? Muss man erst den Verwesungsgestank riechen, bis Sie sich endlich darum kümmern? Was ist denn das für eine Scheiße!«

»Bitte, meine Dame, beruhigen Sie sich.«

»Ich bin nicht Ihre Dame!«, schrie Jo. »Und ich beruhige mich dann, wenn Sie endlich anfangen, nach meiner Freundin zu suchen.«

»Das können wir nicht.« Der Polizist blieb ruhig, obwohl Jo tobte wie ein gerade frisch eingesperrter Tiger.

»Und was soll ich jetzt tun?«, fragte sie. »Warten, bis mich jemand anruft und mit betroffener Stimme ›es tut uns leid, wir haben eine schlechte Nachricht‹ sagt?«

»Hören Sie. Gehen Sie jetzt bitte nach Hause. Hier haben Sie meine Nummer.« Er drückte ihr eine Visitenkarte in die Hand, die Jo sofort zerriss und ihm zurück ins Gesicht warf. »BERUHIGEN SIE SICH!«

Jo zuckte unter der plötzlich herrischen Stimme zusammen.

»Beruhigen Sie sich«, fuhr der Polizist wieder ruhiger fort, »oder ich muss Sie in Verwahrung nehmen.«

Jo verdrehte die Augen.

»Einverstanden?«

Jo nickte widerwillig. Aber nur ein Mal.

»Also, hören Sie mir zu. In fast allen Fällen von Vermisstenanzeigen, die wir bearbeiten, löst sich der Fall von alleine. Gehen Sie jetzt bitte nach Hause. Sehr wahrscheinlich wartet dort Ihre Freundin schon auf Sie und macht sich womöglich Sorgen um Sie!«

»Und wenn nicht?«

»Sollte sie bis morgen früh immer noch nicht aufgetaucht sein, dann rufen Sie bitte direkt mich an. Hier.« Er reichte ihr eine neue Karte, die Jo dieses Mal entgegennahm und einsteckte. »Vorher können wir leider nichts tun. Aber vertrauen Sie mir, Ihrer Freundin ist sicher nichts geschehen.«

Jo akzeptierte, dass es zwecklos war und verließ die Polizeistati-

on. Sie fluchte still vor sich hin und schrie ab und an ihre Wut hinaus, womit sie mehrere Passanten erschreckte, was ihr aber egal war.

Als sie vor Nadeschdas Haus ankam, saß im Hauseingang zitternd und mit blauen Lippen Nadeschda, die sofort aufsprang und »Wo bist du denn! Ich hab meinen Schlüssel vergessen!« rief.

Jo warf das Fahrrad auf den Gehsteig, stürzte sich auf Nadeschda und umarmte sie so fest sie konnte. Der ganze Stress, die ganze Angst und die Wut brach sich Bahn, und Tränen rannen in Sturzbächen aus ihren Augen und durchnässten Nadeschdas dünne Jacke. Sie weinte und versuchte, etwas zu sagen, aber die Stimme versagte ihr. Sie haute auf Nadeschda ein und schrie und weinte, und Nadeschda verstand die Welt nicht und fragte ohne Unterlass, was denn um Himmelswillen los sei.

Als Jo sich wieder soweit im Griff hatte, dass sie wenigstens einzelne Wörter formen konnte, sagte sie, jedes Wort mit einem Nachdruck verleihendem Hieb auf Nadeschdas Schulter versehen: »Tu – das – nie – wieder! Nie – wieder! Verstanden?«

»Was denn?«

»Mich alleine zurücklassen, ohne dass ich weiß, wo du bist.«

»Oh je. Es tut mir leid! Es tut mir leid! Komm her.« Sie nahm Jo in der Arm. »Können wir erstmal reingehen? Ich frier mir den Arsch ab. Dann erzähl ich dir, was los war. Okay?«

In Nadeschdas Wohnung zitterten die beiden um die Wette, Nadeschda vor Kälte, Jo vor Erschöpfung. Nadeschda langte nach einer Decke und legte sie ihnen beiden um die Schultern. Sie setzten sich eng umschlungen auf die Bank hinter dem Küchentisch.

»Schau mal hier«, sagte Nadeschda. Sie nahm einen Zettel, der auf dem Tisch lag. »Meine Nachricht an dich. Ich musste schnell ins Krankenhaus, meine Tante hatte einen Schlaganfall. Hast du den nicht gefunden?«

Jo schüttelte den Kopf. »Ich dachte, du hättest mich verlassen, oder dir wäre etwas zugestoßen.«

»Nein, du Dummerchen. Ich werde dich doch nicht verlassen! Wie kommst du denn auf sowas?«

»Weil ich gestern so gemein zu dir war.«

»Und das völlig zurecht! Ich hab zuviel getrunken und daher bin ich selbst schuld.«

»Wie geht's deiner Tante?«

»Nicht gut«, seufzte Nadeschda. »Sie ist zwar wieder ansprechbar. Aber der Arzt weiß nicht, ob sie je wieder ganz gesund wird.«

»Das ist traurig.« Jo machte sich Vorwürfe. Sie war so egoistisch und zerfloss in ihrem Leid, wieder einmal verlassen worden zu sein, dabei kämpfte jemand, der Nadeschda nahestand, ums Überleben, was mit ihr oder ihrer Beziehung nicht das Geringste zu tun hatte.

»Ich hab jedes Krankenhaus im Umkreis abgeklappert«, sagte Jo. »Weil ich dachte, dir wäre etwas passiert. Ich war sogar bei der Polizei.«

»Mein Dummerchen.« Nadeschda drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Meine Tante liegt im UKE.«

»Da war ich auch! Dann haben wir uns wohl knapp verfehlt.«

»Scheint so.« Nadeschda umarmte Jo etwas stärker. »Jetzt ist aber alles wieder gut. Ich verlass dich doch nicht. Niemals.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

»Danke.« Jo seufzte und schmiegte sich an Nadeschdas Brust.

Nadeschda streichelte ihr über den Kopf und sagte dann: »Darf ich ganz offen mit dir sein?«

Jo zuckte zusammen. Was kam jetzt?

»Ja?«, sagte sie zögerlich.

»Ich bin ja keine Psychologin«, begann Nadeschda. »Kann es sein, dass du sehr große Angst davor hast, jemanden zu verlieren, oder verlassen zu werden?«

»Kann sein.«

»Und woran liegt das? Hat Anne dich verlassen?«

Jo schwieg.

»Oder hast du etwas anderes erlebt?«

Jo schwieg weiter.

»Vielleicht wegen der Drogen?«

»Was soll mit denen sein?«

»Naja, grundlos wirst du sie nicht genommen haben, so wie ich dich kenne.«

»Kennst du mich wirklich?«

»Ein bisschen. Aber ich will dich noch besser kennenlernen. Und daher würde ich mich freuen, wenn du mir erzählst, was damals geschehen ist.«

»Ich weiß nicht.«

»Ich bin für dich da.«

Jo schwieg.

»Hast du irgendetwem schon mal alles erzählt?«

»Meinem Therapeuten.«

»Und?«

»Nichts und.«

Jetzt schwieg Nadeschda und betrachtete sie lange und eingehend. »Vielleicht hilft es dir und auch mir, und unserer Beziehung, wenn du es mir erzählst«, sagte Nadeschda. »Oder du schreibst es auf, wenn dir das leichter fällt.«

Jo merkte, wie die Teufel sich im Schlaf regten. Jene Monster, die sie längst verjagt zu haben glaubte. Aber sie waren immer noch da. Das konnte sie nicht leugnen. Auch wenn sie lange geglaubt hatte, sie ein für alle mal vertrieben zu haben. Sie hatte unbeschreibliche Angst davor, dass sie wieder zurückkehrten und abermals ihr Leben bestimmten. Sie wollte nie wieder daran erinnert werden, woher die Teufel damals kamen und was sie ihr damals antaten. Nie wieder.

»Ich kann nicht«, sagte sie. »Dräng mich nicht.«

Nadeschda schwieg und streichelte sie.

»Bitte verstehe mich«, sagte Jo.

»Jo, ich liebe dich«, sagte Nadeschda. »Und ich akzeptiere jede deiner Entscheidungen. Du musst es mir nicht erzählen. Solltest du aber irgendwann doch das Bedürfnis dazu haben, dann bin ich immer für dich da. In Ordnung?«

Jo nickte und schmiegte sich noch näher an Nadeschda.

Liebe Anne!

Ist es wirklich so? Habe ich Verlustängste? Ich klammere. Klammere an Deschda, klammere an allem, was mir lieb ist. Ich will sie nicht verlieren, nicht sie auch noch. Verstehst Du? Ich hatte heute so große Angst, dass sie weg ist, dass sie mich verlassen hat oder dass ihr etwas zugestoßen ist. Ich hatte Panik, ganz eindeutig, und teilweise war ich nicht in der Lage, klar zu denken. Dabei hätte ich nur meine Augen aufmachen sollen, denn Deschdas Zettel mit ihrer Nachricht war eigentlich nicht zu übersehen. Aber ich hab ihn übersehen! Meine Angst macht mich blind. So wie damals. Es hat sich nichts verändert. Trotz der tausend Therapiestunden (oder waren es weniger? Oder mehr? Ich weiß es nicht mehr).

Mir kam gerade in den Sinn, dass Deschda zu mir geschickt wurde. Eine höhere Macht oder sowas hat sie mir gesandt. Weißt Du, was ich meine? Ich denke ernsthaft daran, all meine Erlebnisse von damals aufzuschreiben. Für mich. Und für Deschda! Vielleicht hilft es mir tatsächlich, das alles in Worte zu fassen, festzuhalten, um es endlich loslassen zu können. Ich habe noch nicht alles verarbeitet. Sonst wäre ich heute entspannter gewesen. Aber kann ich das überhaupt? Muss ich das? Ich war stark und habe hart gearbeitet. Nach der Klinik hab ich keine Drogen mehr angerührt, obwohl es viele Tage gab, an denen ich verzweifelt war, von Dunkelheit erfüllt und von Angst, dass alles wieder von vorne losgehen könnte. Das Verlangen war so groß, so übergroß. Aber es ging vorüber. Wie alles. Fast alles.

Irgendwie ist es doch noch da. Ich kann es nicht vergessen und es beeinflusst mein Leben bis heute. Und meine neue Beziehung. Ist sie dadurch gefährdet?

Aber ich hab so Schiss davor, alles noch einmal zu durchleben. Kannst Du mir einen Rat geben? Was ist, wenn dabei etwas in mir zerbricht und die Teufel wiederkommen!? Soll ich Dr. Uschasnik um Rat fragen? Oder Kevin? Oder meine Mum? Oder soll ich es einfach tun?

Jo! Hab keine Angst! Du bist Herrin über dich selbst und dein Leben! Und du alleine entscheidest, was du tust oder nicht tust und was gut für dich ist und was nicht. Ja, ich weiß das, hab ich oft genug gehört und gesagt bekommen. Und ich weiß auch, dass es noch da ist, dass ich noch nicht alles losgelassen habe. Die Albträume sind nämlich immer noch da. Weniger

zwar und auch nicht mehr so heftig. Aber sie sind da. Also ist es noch da. Und irgendwoher muss es ja kommen, dass ich so an Deschda klammere. Und woher sonst, wenn nicht von damals! Somit wäre es nur fair ihr gegenüber, wenn ich alles aufschreibe. Und ich werde Deschda es lesen lassen! Sie soll die ganze Wahrheit über mich erfahren. Keine Geheimnisse! Ich schreib alles so auf, wie es damals gewesen ist, ohne Lüge, ohne etwas wegzulassen, ohne etwas zu beschönigen. Einfach die ganze, ungeschminkte Wahrheit. Wie ich es erlebt habe, Stück für Stück. Und wenn es dann jemand liest und nicht damit klarkommen sollte, dann soll er es eben sein lassen.

Ich habe das Gefühl, dass genau das mir helfen wird: Dass jemand meine Geschichte liest, der sie nicht kennt und der nichts damit zu tun hat, und der mich liebt und ich ihn. Ja, ich glaube, nein!, ich bin mir sicher, dass ich das tun muss.

Ich melde mich!

Wäre schön, mal wieder was von Dir zu hören.

Gruß und Kuss

Jo

Aschenwelt Ich lag auf dem Grünstreifen einer vierspurigen Straße, die meine Stadt zerschneidet und schielte in den blauen Himmel, der mich mit weichen Wattewolken anglotzte. Ich liebte diesen Platz, ein Minipark zwischen Motorenlärm und Gestank. Hier störte mich niemand, denn in Spießerköpfen war kein Platz, sich vorzustellen, dass man hier entspannen konnte. Zwischen all dem Müll. Ab und an erntete ich ein Kopfschütteln von der anderen Straßenseite oder ein »Hey, du Assi!« aus einem vorbeifahrenden Auto geschrien, vorzugsweise aus dicken Daimlern. Ich zeigte ihnen den Mittelfinger – unwissendes Pack. Im Herbst kamen hier manche her, die das Tageslicht sonst nie sehen, krochen aus ihren Löchern und suchten die kleinen Pilze, die sie in eine andere Welt führten.

Ich zog noch einmal an meinem Joint, verbrannte mir die Finger-

kuppen und schnippte den Rest auf die Straße. Ein Fahrzeug fuhr darüber und versprühte hinter sich die Funken meines Freundes.

Gleich war es soweit. Der Vorhang lüftete sich.

Der Bilderbuchhimmel verblasst und weicht einer schmutzigen grauen Leinwand, einem überdimensionierten Kartoffelsack gleich, aufgehängt, um die Sonne zu verbergen. Es wird dunkel und winterkalt. Der Motorenlärm verebbt, die Bäume und Gräser verwelken, die Häuserfluchten stürzen in sich zusammen und verkommen zu bloßen Umrissen, schwarz auf grau, wilde Scherenschnitte. Lose Enden von Stromleitungen ragen wie tote Spinnenbeine in den Himmel. Es stinkt verbrannt, nach Verwesung, nach Tod. Und alles ist von einer dicken Schicht Asche bedeckt. Das ist die Aschenwelt. Eines Tages tauchte sie einfach auf. Ich hatte vergessen, wann. Und warum. Ich wusste nur, dass sie mich mit ihrer makaberen Schönheit anzog und, dass das Grauen in ihr hauste.

Vereinzelte schleichen Gestalten durch die Trümmer, in Stoffetzen gehüllt, verschmutzt, mit gebeugten Häuptern. Bei jedem noch so winzigen Geräusch zucken sie zusammen, schauen sich um und verschwinden eilig zwischen den Scherenschnitt Häusern.

Ich stehe auf und beobachte das Treiben, sauge alles in mich ein, sehe eine Welt, die niemand sonst sehen kann. Außer mir.

Und Anne.

Anne. Mein Leben. Meine Liebe.

In meiner Hosentasche trug ich ein Bild von ihr, dass ich sie immer sehen konnte, auch wenn sie nicht bei mir war. Es zeigte eine glückliche Anne, an einem sonnigen Tag am Meer. Ihre blauen Augen glichen dem makellosen Himmel über ihr und ihre Haare ließen sogar die Sonne erblassen.

Nichts war mir wichtig. Nur Anne. Nichts ließ mein Herz so schlagen, und nichts fügte mir solche Schmerzen zu. Schon ein seltsamer Blick ließ meine Eingeweide zusammenziehen, vor Angst, ich hätte etwas Falsches gesagt oder getan, und sie könnte mich deshalb verlassen. Was sie niemals tun würde, wie sie nicht müde wurde, mir jeden Tag zu beteuern. Ich wusste, wie zerbrechlich unsere Liebe war,

wie vorwurfsvoll uns alle anschauten, oder gar meinten, ihre Sicht der Dinge kundtun zu müssen. Ich scherte mich einen Dreck um sie.

Etwas hat die Lumpengestalten mehr erschreckt als zuvor. Gerade verschwinden die letzten Fetzen ihrer Hüllen hinter dunklen Ecken, dann liegt die staubige Straße ausgestorben und totenstill vor mir. Über den Sackleinenhimmel huschen Schatten. Fratzen. Sie sind auf der Suche. Nach neuen Opfern. Ihren Durst zu stillen.

Ich stehe mich davon, als das hohe Schreien ihr Kommen ankündigt. Man läuft ihnen besser nicht über den Weg. Ich weiß, was sie den Lebenden, den wenigen Übriggebliebenen antun.

Nach Hause. Im Schatten. Auf der Hut. Welch Wahnsinn mich damals getrieben hat, trotz allem immer und immer wieder in diese grausige Welt zu reisen.

Mir ist übel und ich muss mich übergeben. Keine Zeit, lange zu verharren. Weiter. In mein schützendes Zimmer.

Die Wirkung des Joints ließ allmählich nach, die Sonne brach hervor, die Häuser richteten sich wieder auf, wie auch die Alleebäume. Der Vorhang fiel wieder.

Zuhause wartete Anne auf mich.

»Schön, dassde endlich da bist, Jo«, sagte sie mit ihrer hellen Stimme, nicht ahnend, wovor ich eben noch geflohen war.

Ich schloss sie wortlos in meine Arme und verbarg meine Tränen vor ihr.

»Alles gut?«

Ich atmete tief durch. »Alles gut.«

Ich trat einen Schritt zurück, um sie mir in ihrer Gesamtheit anzuschauen. Jeden Tag aufs Neue verblüffte es mich, wie schön sie war. Manchmal war ich davon überzeugt, dass Gott einem Übermotivationswahn erlegen sein musste, als er sie schuf. Als dann ich an der Reihe war, wollte er Feierabend machen. Die Resterampe war gerade gut genug für mich.

Alles an Anne war hübscher und schöner als an mir. Ihr langwallendes, blondes Haar glänzte wie in einem Werbespot – meines erinnerte an einen rüdigen Hund. Ihre Haut war rein und von samtenem

Braun – ich war schon nach wenigen Minuten in der Sonne rot wie eine Tomate. Sie kleidete sich wie eine Frau, ich eher wie ein Straßenjunge. Und ihre Brüste. Fest und apfelgroß. Ich hatte an dieser Stelle nichts, was sich vergleichen ließe. Vielleicht hätte ich ein Junge werden sollen. Ein weiterer Beweis für das Versagen meiner Eltern. Davon gab es viel zu viele.

»Warst du in der Schule?«, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht.« Ihr Blick ruhte dabei auf einem meiner Wandbilder. Die meisten davon zeigten Anne. Meistens nackt. Meine Zimmerwände waren übersät mit Bildern. Das einzige, was ich konnte, war zeichnen. Und das tat ich ausgiebig. Allerdings war mir noch nie ein Bild auf Papier gelungen. Nur an Wänden. Hier Anne in ihrer ganzen nackten Pracht, dort meine Eltern, entweder hässlich entstellt oder tot in Särgen liegend. Ich stand daneben und schaute in die Säрге. Keine Ahnung, was ich dabei dachte. In letzter Zeit kamen mehr Motive hinzu. Die Aschenwelt, die ich seit kurzem in meinen Drogenräschen sah.

Meine Eltern saßen sich in ihren schmucken Kanzleien die Ärsche platt und kämen erst spät nach Hause. Ich hatte das Haus für mich alleine. Und Anne. Ich war wieder nüchtern und bereit für einen weiteren Blick auf die Aschenwelt.

»Lust, was zu rauchen?«

Anne nickte. Sie nickte immer. Genauso verkommen wie ich.

Ich kramte meinen Tabakbeutel aus meiner Tasche und begann, eine kleine Tüte zu bauen. Nicht zu viel grünes Gras, lieber mehr Tabak. Mein letzter Joint war keine zwei Stunden ausgebrannt. Oder doch ein bisschen mehr? Was soll's.

Wir hatten kaum zweimal gezogen, da schrak ich durch ein allzu bekanntes Geräusch auf. Das kann nicht sein! Viel zu früh! Doch der Wagen meiner Mutter kam unaufhaltsam die geschotterte Einfahrt heraufgeknirscht. Gottseidank waren wir noch nicht in die andere Welt abgetaucht. Ich wartete, bis das Auto außer Sichtweite meines

Fensters war und öffnete es dann. Mit einem Buch versuchte ich, die Rauchschwaden aus meinem Zimmer zu wedeln.

Hinter mir kicherte Anne. »Was machstn da?«

»Meine Mutter!«

»Scheiße.« Anne half mir wedeln.

Doch es war zu spät. Viel zu schnell stand meine Mutter in meiner Tür und säuselte: »Bin schon zuhause, Liebes.« Anklopfen hielt sie nicht für nötig. »Warum hast du denn das Fenster auf? Du verschwendest Energie.«

Ich verdrehte die Augen. »Es ist Sommer. Lass uns in Ruhe.«

Meine Mutter reagierte nicht auf meine Unfreundlichkeit, sondern schnüffelte mit Nüstern wie ein Pferd und musterte mich zerkniffen. Dann verlegte sie sich darauf zu lächeln, mit diesem nervtötenden, gespielt traurigen Blick, wünschte mir einen schönen Tag und zog die Tür hinter sich zu.

»Schlampe«, murmelte ich. Wir mochten uns damals nicht.

Anne schaute mich erschrocken an.

»Sie hat dich nicht einmal angeschaut, geschweige denn begrüßt!«, regte ich mich auf.

»Das mein ich nicht«, sagte Anne. »Sie hat gemerkt, dass wir gekifft haben und nichts gesagt! Krass!«

Ich zuckte mit den Schultern. »Seit sie zu diesem Psychoheini geht, darf ich alles.«

»Aber trotzdem hast du wie blöde gelüftet.«

»Man kann nie wissen«, entgegnete ich. »Bei so Psychoheinis weißt du nie, was sie dir für Ratschläge geben.«

Ich warf mich auf mein Bett, starrte an die Decke, sprang wieder auf und riss meinen Schrank auf. Anne beobachtete mich wortlos. Ich hatte eine Idee.

So wie die Welt nicht mehr die war, die sie hätte sein sollen, so wollte auch ich nicht mehr die Gleiche sein. Aus meinem Kleiderschrank holte ich eine Tube und präsentierte sie Anne.

»Haarefärben?«, fragte Anne, und ich nickte. »Cool! Ich mach, ok? Aber nur bei dir, ich lass meine so wie se sind.«

»Kein Problem, reicht sowieso nur für meine Strubbeln.«

»Du hast schöne Haare.«

»Klar.« Ich lachte trocken.

»Doch«, beharrte Anne. »Alles an dir is schön. Auch wenn du es nich wahrhaben willst.«

»Komm jetzt, Haarefärben.«

Ein Kribbeln lief mir über den Rücken, als Anne mir die Farbe in die Haare massierte. Ich wünschte, es würde ewig so weitergehen. Doch irgendwann klebte die komplette Tubenfüllung auf meinem Kopf und Anne wickelte eine Plastiktüte darum. Nun hieß es warten und einwirken lassen.

»Schau mal, und das machen wir jetzt«, sagte ich, als wir wieder in meinem Zimmer waren und ich ein weiteres Utensil aus meinem Schrank geholt hatte.

Anne schaute mich fragend an.

»Na, das hier!« Ich hielt mir eine daumenlange Sicherheitsnadel ans Ohr.

»Bist du irre?«, rief Anne. »Das tut doch weh und wird sich garantiert entzünden!«

Kurz wurde ich unsicher, dann fasste ich mich wieder. Ich wollte das haben, scheiß auf den Schmerz.

»Hilfst du mir?«, bat ich.

Anne starrte mich mit offenem Mund an. »Lass es«, sagte sie. »Das tut bestimmt höllisch weh.«

»Na und? Das lenkt von dem ganzen anderen Mist ab.«

»Und wie willst du das bitteschön machen?«

»Damit.« Ich zeigte ihr einen Radiergummi und eine Kerze. »Nadel heiß machen, Radiergummi hinters Ohr, durchstechen. Aber das musst du machen, alleine schaff ich's nämlich nicht, hab ich schon versucht.«

Anne wurde kreidebleich und wirkte, als müsste sie sich gleich übergeben.

»Meinst, du kannst das?«

Anne schüttelte den Kopf.

»Bitte«, sagte ich mit Hundeblick.

»Du bist total irre.«

»Ja.« Ich grinste.

Anne atmete tief durch und nahm mir die Sachen aus der Hand. Sie erhitzte die Nadel in der Kerzenflamme, drückte den Radiergummi hinter meine rechte Ohrmuschel, führte die Nadel zögerlich an mein Ohr und warf dann alles auf den Tisch.

»Ich kann es nicht.«

»Bitte, bitte«, bat ich. »Ein kurzer Stich und alles ist vorbei. Du spürst doch gar nichts.«

»Aber ich kann dir nich wehtun!«

Ich schaute sie an. Ich hätte sie küssen können, jetzt und auf der Stelle. Aber nein, den Kuss musste sie sich erst verdienen. Ich wollte die Sicherheitsnadel im Ohr haben, egal wie.

»Steck sie doch durch ein vorhandenes Loch durch«, schlug Anne vor. »Hast doch genug.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, jedes Ohrloch hat seinen ganz speziellen Bewohner. Und die hier«, ich nahm die Nadel vom Tisch, »muss von Hand gestochen werden, sonst taugt das nichts.«

»Wer sagt das?«

»Ich.«

Anne seufzte und fragte: »Ich kann dich nicht davon abbringen?«

»Non, Madame.«

»Gut. Dann tu ich's.«

»Ja. Tu es!«

Und Anne tat es. Und ich schrie auf und sprang wie von einer Rieenhornisse gestochen durch mein Zimmer. »Scheiße, verdammte!«, schrie ich. »Tut das weh!« Ich hielt mein Ohr, zog den Radiergummi heraus und warf ihn an die Wand.

Anne saß verdattert auf dem Teppich und blickte mich angsterfüllt an. Und ich schrie und hüpfte und schrie und musste plötzlich lachen und konnte nicht mehr aufhören damit.

Anne wusste immer noch nicht, was sie tun sollte, saß da neben der Kerze und schaute mich an.

Allmählich beruhigte ich mich wieder und konnte ein paar Mal tief durchatmen. Ich befühlte die Sicherheitsnadel in meinem Ohr und schloss sie. Ein zufriedenes Gefühl durchfloss mich. Ich kniete mich zu Anne hinab und küsste sie mitten auf den Mund. »Danke«, flüsterte ich.

»Das hat wehgetan«, sagte Anne.

»Der Kuss?«

»Die Nadel, Dummi.«

Ich nickte.

»Verrücktes Huhn.«

Ich lachte. »Ja, ist wohl so. Haare auswaschen!«

Geil. Das war das einzige, was ich denken konnte, als ich mich nach der Veränderungsprozedur im Spiegel anschaute.

»Wie geil«, sagte Anne.

»Ja, total. Willst auch so einen Ohrring haben?«

Anne schüttelte schnell den Kopf.

Mein Kopf leuchtete wie ein Automatenkaugummi. Meine Haare hingen in langen und dicken signalroten Strängen herab, darunter blinkte die Sicherheitsnadel, und jetzt musste ich es auch laut aussprechen: »Geil.«

Es war ein gutes Gefühl. Zum ersten Mal gefiel mir, was ich da im Spiegel sah. Sogar meine blasse Haut passte perfekt dazu. Und ich freute mich schon auf das Gesicht meiner Mutter.

Ich schaute Anne durch den Spiegel an und fragte: »Weißt, was aus diesem ohnehin guten Tag einen perfekten machen würde?«

Anne hob fragend ihre Augenbrauen.

»Wenn du heute bei mir übernachtetest.«

»Kein Problem.« Anne lächelte. »Hatte ich ohnehin vor.«

Ich wirbelte herum, schlang meine Arme um sie und küsste sie mindestens hundertmal, bis sie denken musste, von einem Hund abgeschlabbert worden zu sein.

»Komm«, sagte ich. »Ich muss hier raus. Lass uns irgendwohin gehen. Ich brauch frische Luft.«

»Mir ist immer noch schlecht«, sagte Anne.

»Von der Tüte?«

»Nein, von der Nadel.«

Wir rannten wie junge Hunde durch den Park, versuchten uns gegenseitig zu fangen, ließen uns ins Gras fallen, standen wieder auf, rannten weiter, bis wir nicht mehr konnten. Erst dann gingen wir wieder zu mir und legten uns auf mein Bett. Wir brauchten eine Weile, bis wir mit Kichern und Lachen aufhören konnten und uns beruhigt hatten.

»Weißt du noch, wie wir am Meer waren?«, fragte ich in die herrschende Stille. Ich spielte mit Annes Haaren, wickelte eine Locke auf meinen Zeigefinger und wieder ab. Sie hatte so weiche Haare. Ihr Kopf lag auf meinem Bauch wie eine kleine Sonne, die nur für mich strahlte und nur mir ihre Wärme schenkte.

»Ja«, sagte Anne. »Werde ich nie vergessen.« Sie drehte sich um, legte ihre Hände auf meinen Bauch und darauf ihren Kopf und schaute mir in die Augen. Sie lächelte und ihre Wangen waren gerötet.

»Ich fand unser Windrad schön«, sagte ich. »Wie es da im Wind surrte. Brrr. Dazu das Wellenrauschen, und der leichte Wind, der über unsere nackten Körper strich.«

»Aber das Wasser war saukalt«, sagte Anne.

Ich lachte und ließ Annes Kopf auf meinem Bauch hüpfen.

»Und – iihhh – diese ekligen Glibberdinger am Strand«, sagte Anne. »Diese Quallenreste oder was das war.«

»Ja.« Ich schaute Anne an und strich ihr über ihr Haar. Sie wurde mit jedem Tag schöner. Wie ungerecht das Leben war. Ich wollte von mir auch behaupten können, dass ich schöner wurde, wenigstens fraulicher. Aber bei mir war es eher umgekehrt. Anne fand mich schön, ohne Widerrede. Außerdem war ich lustig und brachte sie zum Lachen wie sonst niemand, behauptete sie. Und ich konnte Geschichten erzählen, und Anne hing mir dabei mit ihren Blicken an meinen Lippen, dass ich manchmal so durcheinander geriet, dass ich nicht mehr weitererzählen konnte. Ich musste sie dann küssen – auf ihre warmen, immer rosigen Wangen, auf ihre immer vollen, immer roten, immer köstlichen Lippen.

»Wir haben uns da am Strand zum ersten Mal geküsst«, erinnerte sich Anne.

Ich seufzte. »Das will ich jetzt auch.«

Anne kicherte. »Das glaub ich dir. Ich will aber erst noch ein bisschen in diesem Tag am Meer schwelgen.«

Ich seufzte noch einmal.

»Ich seh immer deine Sommersprossen, wenn ich an den Tag denk«, sagte sie. »Ich hab bis dahin nicht gewusst, dass sie überall sind. Und das ist so süß ...«

»Voll blöd sind die«, sagte ich. »Ich mag die nicht.«

»Aber ich. Und ich könnte ständig, immer und überall, jede einzelne zählen und küssen und streicheln.«

So langsam hielt ich es nicht mehr aus. Ich zerfloss, überall kribbelte es, mein Bauch glühte.

»Und das hab ich auch getan«, fuhr Anne fort. »Dort am Strand, wo überall nackte Leute herumliefen und uns sehen konnten. Aber das war mir egal, ich wollte deine süßen Sommersprossen kosten.« Anne lächelte mich an, streckte eine Hand aus und legte sie sanft auf meine Brust. Mein Herz pochte hart gegen meine Rippen, ich konnte nicht mehr sprechen, ich wusste, meine Stimme würde zittern, weil ein kleiner Presslufthammer in meiner Brust hämmerte was das Zeug hielt und meine Stimmbänder hemmungslos flattern ließ. Also ließ ich es bleiben, genoss Annes Hand auf meiner linken Brust – wenn man den kleinen Nippel so nennen konnte. Und ich genoss die Erinnerung an diesen schönen Tag am Meer vergangenen Sommer. Ich war überglücklich, dass Anne in mein Leben getreten war. Und das sagte ich ihr jeden Tag. Und sie umgekehrt mir. Anne rutschte zu mir hinauf und ließ ihr Gesicht über meinem hängen. Wie ein kleiner Mond. Ihre Haare kitzelten meine Nase. Komm schon. Komm schon, küss mich! Aber Anne ließ mich zappeln. Sie schaute mich nur an und machte keine Anstalten, näher zu kommen. Ich roch ihr Haar, es duftete so wundervoll nach ihrem Jasminschampoo. Es umspielte ihr Puppengesicht in perfekten Wellen, wie ein Kranz aus spielenden Sonnenstrahlen.

»Du bist wunderschön«, sagte Anne abermals.

Ich ignorierte ihre ständige Beteuerung.

Komm schon, dachte ich stattdessen. Ich hielt es nicht mehr aus und lupfte daher meinen Kopf aus dem Kissen, Anne entgegen. Und endlich, endlich war es soweit. Annes Lippen stürzten sich auf meine und ich ließ mich wieder in das Kissen sinken und gab mich Annes Kuss hin. Es gab nichts Schöneres auf der Welt, als Annes Lippen auf meinen zu spüren, wie ihre Zungenspitze erst zaghaft hervorkam, die meine suchte, und wie sie sich dann wild und gierig umschlangen. Wir konnten uns stundenlang küssen. Ich liebte es. Hastig und mit zittrigen Händen knöpfte ich Annes Kleid auf. Alles in mir wollte herausspringen, mir war ganz schwindelig. Ich riss das Kleid von ihr. Anne zog mir meine weite Hose und meinen Kapuzenpulli aus und warf sich wieder auf mich. Ihr heißer Körper auf meinem. So makellos, so weich. Sie hatte eine Gänsehaut. Ich sog den Duft ihrer Haut ein. Mit verbundenen Augen konnte ich sie unter allen Menschen dieser Welt nur am Geruch erkennen. Garantiert. Ich küsste sie, erst auf ihren Armen, dann warf ich sie auf den Bauch, schwang mich auf sie und küsste ihren Rücken, malte mit meiner Zungenspitze kleine Gemälde und Bilder und öffnete schließlich mit dem Mund den Verschluss ihres BHs. Darauf war ich besonders stolz. Ich glaubte, kein Junge konnte nur mit der Zunge und den Zähnen einen BH öffnen. Er schnalzte zur Seite und Anne stöhnte einmal kurz in mein Kissen. Dann wanderte ich tiefer, küsste das äußerste Ende ihres Rückens, die kleine Kuhle über ihrem Po. Das machte sie verrückt, und ich liebte es, weil ich dabei ihre beiden festen Pobacken an meiner Brust spürte.

Zwei Stunden später rauchten wir den Rest der Tüte und schliefen verschwitzt Arm in Arm ein.

Ich träume. Ich gehe eine staubige Straße entlang. Der Gestank nach faulen Eiern ist übermächtig und der graue Aschennebel legt sich wie ein Schleier über alles. Um mich her stehen die Ruinen, wie ein schlechtes Gebiss sehen sie aus. Der Sackleinenhimmel wölbt sich über alles wie ein Leichentuch. Zu meiner Rechten fließt ein zäher schwarzer Strom.

Ich biege in eine breitere Straße ab, die genauso verlassen und leblos ist wie die vorige. Ich trotte an immergleichen zerstörten Gebäuden vorbei, an zerrissenen Leitungen und Trümmerhaufen auf der Straße. Alles von grauer Asche bedeckt. Dann erregt etwas meine Aufmerksamkeit. Am Ende der Straße sehe ich ein schwaches Licht in der Dämmerung. Es ist weit weg, aber deutlich zu sehen, und es zieht mich unwiderstehlich an. Ich gehe etwas schneller, bis ich schließlich renne.

Mit jedem Schritt wird das Licht schwächer, dafür beginnt es zu flattern und dann erkenne ich, dass dort ein Mensch an einem metallenen Kreuzgestänge hängt. Er ist in ein weißes Tuch gehüllt. Arme und Beine sind mit abgerissenen Stromkabeln an das Gestänge gebunden. Der Kopf hängt schlaff herab, so wie auch die blonden Haare. Ich kann das Gesicht nicht sehen, aber ich weiß auch so, wer da hängt. Ich schreie mein Entsetzen und meine Angst in die Welt hinaus und stürze zu Anne. Ich hebe ihren Kopf. Ihr Gesicht ist kalkweiß, ihre Lippen blau, ihre Augen geschlossen. Bitte, lieber Gott, lass sie nicht tot sein. Ich schaffe es, sie von diesem kalten Metallkreuzgestänge abzubinden und vor mich auf den Boden zu legen. Da nehme ich aus den Augenwinkeln heraus einzelne Schatten wahr, die sich uns nähern. Es sind kleine Rauchwolken. Sie kommen. Sie walzen über den Asphalt und ein schrilles Flüstern erfüllt die Luft. Hektisch versuche ich, Anne aufzuwecken. Vielleicht schläft sie nur und ist nicht tot. Aber sie rührt sich nicht. Mir treten Tränen in die Augen. Wiederbelebung, schießt mir durch den träumenden Kopf. Ich beuge mich zu ihrem Gesicht hinab, presse meine Lippen auf ihre und erschrecke, wie kalt sie sind. Ich blase und presse ein paar Mal mit einer Hand auf ihre Brust, blase wieder, presse wieder. Und die Rauchwölkchen vermehren sich und kommen immer näher. Das Flüstern wird lauter, es wächst zu einem scharfen Rauschen. Ich blase und presse, so lange, bis Anne endlich ihre Augen aufschlägt und ich erleichtert durchatme.

Sie blickt mich an und sagt dann mit heiserer Stimme und unter großer Anstrengung: »Du – musst – mich – musst mich – gehen lassen.«

»Niemand!«, schreie ich. »Du bleibst bei mir!«

Ich schiebe meinen gesunden Arm unter ihren Rücken und ihren Kopf. »Wir stehen jetzt auf.« Ich nehme alle meine Kräfte zusammen und reiße Anne mit mir auf die Beine. Die Rauchwolken sind nun fast bei uns und hüllen uns ein. Von allen Seiten flüstert es. *Töten. Töten. Töten.* Mir wird schlecht. Fieberhaft suche ich nach einem Ausweg, finde aber keinen.

Und dann wachte ich endlich auf.

Als erstes drehte ich mich zu Anne um, die neben mir lag. Ich hatte die verrückte Angst, sie so bleich und kalt vorzufinden wie in meinem Traum. Aber sie atmete, ihre Wangen waren rosig, und sie hatte die Augen geöffnet und schaute mich an.

»Du bist wach«, flüsterte ich und ein tonnenschwerer Felsbrocken fiel von mir ab.

Anne nickte.

»Und nicht tot.«

Anne schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht blieb starr.

»Was ist mit dir?« Ihr Blick machte mir Angst.

»Ich hab dich gesehen«, sagte sie.

»Wo?«

»Im Traum.«

»Du hast von mir geträumt?« Ich war aufgeregt und wollte ihr erzählen, dass auch ich von ihr geträumt hatte, doch da redete sie schon weiter.

»Ich hing«, sagte sie. »An etwas Kaltem. Überall war Nebel und Rauch.«

Ich schaute sie mit stockendem Atem an.

»Dann kamst du«, fuhr Anne fort. »Ich wollte sterben, aber du hast mich nicht gelassen.«

Meine Kehle war staubtrocken und ich musste ein paar Mal schlucken, bevor ich etwas sagen konnte. »Ich«, ich räusperte mich, »ich habe genau das gleiche geträumt.«

»Lag das anner Tüte?«, fragte Anne. »Ich mein ...«

»Vielleicht.«

»Wir sehen das gleiche, wenn wir bekifft sind«, sagte Anne. »Diese Aschenwelt.«

»Aber wir waren noch nie in ein und demselben Traum zusammen!«, stellte ich fest. »Das ist gruselig!«

»Ja«, stimmte Anne zu, »gruselig.« Ihre Stimme zitterte.

»Geht's dir gut?«, fragte ich.

Anne nickte kaum merklich, aber in ihren Augen stand Angst wie vereiste Berge im Winter.

Später schälte ich mich aus der Decke, weil ich dringend aufs Klo musste. Als ich fertig war und wieder die Tür der Toilette öffnete, stand Anne vor mir, mit zusammengepressten Beinen.

»Dringend?«

Sie nickte und zog eine Grimasse.

Ich trat lächelnd beiseite und schlenderte grübelnd zurück in mein Zimmer, schaffte es aber nicht ganz. Ich wurde zuvor mit dem Ausruf »Oh! Mein! Gott!« aufgehalten.

»Was ist los, Mutter?« Ich drehte mich zu ihr um. »Gläubig geworden?«

Sie überhörte meinen Spott. »Deine Haare!«

»Schön, nicht?«

»Wenn du das meinst ...«

Ich merkte, wie sie ganz und gar nicht damit einverstanden war, wie mit so vielem, was ich derzeit tat, wie sie mit sich selbst kämpfte, ihr aber die Alles-machen-lassen-Empfehlung ihres Psychoheinis im Weg stand. Ich freute mich dabei und grinste still in mich hinein. Sollte sie doch sagen, was ihr stank und endlich damit aufhören, mich mit Samthandschuhen anzufassen und wie ein Kind zu behandeln.

»Warum bist du eigentlich noch nicht in der Schule? Es ist schon fast Zehn.«

So spät schon?

»Keinen Bock.«

Sie kochte innerlich, blieb aber demonstrativ gelassen. »Ich finde, es ist nun wirklich an der Zeit, dass du zu Doktor Uschasnik gehst. Er

kann dir helfen, das alles zu verarbeiten, und dass du wieder die bist, die du wirklich bist.«

Damit lag sie mir schon seit Wochen in den Ohren. Aus welchem Grund auch immer. Bisher hatte ich mich erfolgreich verweigert, zu diesem Psychotherapeuten zu gehen. Für was auch! Ich war überzeugt davon, ihn nicht nötig zu haben. An dem Tag aber kam mir ein kruder Gedanke in den Sinn, dass dieser Doktor Soundso mir vielleicht sagen konnte, warum Anne und ich in genau demselben Traum waren, meinem Traum! Ich beschloss, wenigstens ein Mal hinzugehen, ihm genau diese Frage zu stellen. Wenn er keine Antwort darauf hatte, dann würde mich immerhin meine Mutter in Ruhe lassen. Vielleicht konnte er mir auch ein gescheites Schlafmittel verschreiben, oder etwas Spannenderes.

»Alles gut?«, fragte ich Anne, als sie wieder aus dem Badezimmer auftauchte. Meine Mutter hatte inzwischen das Haus verlassen und war auf dem Weg in ihre Kanzlei.

Anne ging es gut, behauptete sie. Aber ich sah ihr an, dass dem nicht so war. Sie musste von unserem gemeinsamen Traumerlebnis mindestens genau so verwirrt sein wie ich selbst.

In einem viel zu großen Sessel saß ich Dr. Uschasnik gegenüber. Er stellte sich vor, dabei wurde mir übel, und ich wollte raus, erst einmal durchatmen und rauchen. Doch ich blieb sitzen.

Nach seinem Monolog schwieg Dr. Uschasnik. Das war mir noch unangenehmer, und mit jedem Augenblick, der in Stille verstrich, rutschte ich unruhiger auf dem Sessel hin und her. Sein Behandlungszimmer hatte ich inzwischen bis ins letzte Detail inspiziert – es war so klischeebehaftet, dass mich fro: braune Holztür, brauner Teppichboden, gelbliche Wände mit abstrakten Gemälden, an einer Seite ein Bücherregal mit Fachbüchern, nach Größen sortiert, ein ordentlich aufgeräumter Schreibtisch, zwei Sessel mit einem kleinen Glas-tisch dazwischen, worauf ein Taschentuchspender stand – und nun wusste ich nicht, was ich machen sollte, um dieser peinlichen Situation zu entfliehen. Ich konnte meine Frage, weswegen ich eigentlich hier war, nicht stellen. Ich wusste nicht wie.

»Wie geht es dir diese Tage?« Dr. Uschasniks Stimme war hoch und viel zu sanft für einen Mann. Ich war kein Kind mehr, wollte ich ihm sagen, er konnte normal mit mir reden. Vielleicht konnte er mir gar nicht helfen? Wenn ich ihm nun erzählte, dass ich mit einem anderen Menschen gemeinsam in einem Traum war, was dachte er dann von mir? Dass ich verrückt war? Würde er mich dann gleich ohne Umwege ins Irrenhaus einliefern lassen?

»Gut«, sagte ich fast wahrheitsgemäß.

»Hast du derzeit eine Beschäftigung, die dir Freude bereitet?«

Mit *Anne schlafen*. Aber das würde ich ihm nicht auf die Nase binden, ganz sicher nicht.

»Dies und das.«

Uschasnik blickte mich eine Weile schweigend an, und ich hatte das Gefühl, seine Augen bohrten in meinen Kopf, auf der Suche nach irgendetwas in meinem Gehirn. Aber er würde nichts finden, ich hatte alles gut versteckt.

»Weißt du noch«, fuhr er fort und startete damit einen neuen Versuch, mein Vertrauen zu gewinnen, oder wenigstens ein Gespräch in Gang zu bringen. »Weißt du noch, was dir, als du sechs Jahre alt warst, am allerwichtigsten war?«

»Das ist schon über zehn Jahre her«, sagte ich. »Wie soll ich mich daran erinnern?«

»Bei mir ist es schon vierzig Jahre her, und ich weiß es noch immer«, behauptete der Doktor.

Ich verdrehte die Augen. Ich wusste ganz genau, was mir als Kind am allerwichtigsten war, aber der Psychoheini würde es nicht erfahren, es ging ihn überhaupt nichts an. Ich tat so, als würde ich nachdenken und angestrengt in meiner Vergangenheit suchen, und dann sagte ich: »Nichts.«

Uschasnik musterte mich aufmerksam, und ich hoffte, dass er keiner dieser Psychotherapeuten war, die eine Lüge in den Augen seines Gegenübers erkennen konnten. Er war darin geschult, argwöhnte ich. Aber ich war eine gute Lügnerin, also hatte ich nichts zu befürchten.

»Wenn es dir wieder einfällt«, sagte er, »dann schau doch mal,

ob du das mal wieder machen kannst, falls es beispielsweise ein Spiel war, oder eine Aktivität in der Natur. Oder, bei vielen ist es auch ein Gegenstand, ein Spielzeug. Vielleicht hast du es ja noch, dann schau es dir mal wieder an, entstaube es. Und vielleicht willst du es zur nächsten Stunde mitbringen?«

Es wird keine nächste Stunde geben.

Er lächelte mich sanftmütig an und schlug seine Beine andersherum übereinander. Er stützte seine Ellenbogen auf die Armlehnen seines Sessels, legte seine gespreizten Fingerspitzen aneinander und richtete seinen nachdenklichen Blick auf mich. Er wollte offensichtlich das Thema wechseln und musste sich konzentrieren, es auch richtig anzugehen. Ich behielt Recht. Aber er sprach etwas an, über das ich nicht mit ihm reden wollte. Er fragte mich, wie es Anne ginge.

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Nun, sie ist deine Klassenkameradin, du bist darüberhinaus sehr eng mit ihr befreundet, wie deine Mutter mir berichtete. Sie scheint für dich sehr wichtig zu sein – für dein Leben.«

»Das ist sie.«

Uschasnik lächelte kaum merklich, schwieg und nickte einmal betont langsam. Ich hielt seinem Blick wortlos stand und beschloss, dass er über Anne und mich kein Sterbenswörtchen erfahren sollte.

Uschasnik löste seine Fingerspitzen voneinander und streckte die Hände nach außen, ohne seine Ellenbogen von den Armlehnen zu nehmen. »Wie geht es ihr denn?«

»Gut.«

»Besucht sie dich jeden Tag?«

»Ich glaube, das geht Sie nichts an.«

»Da hast du wohl recht.« Uschasnik nickte wie in Zeitlupe. Das machte er ständig, ich hasste es.

»Redet ihr manchmal über das, was geschehen ist?«

Ich kniff die Augen zusammen. »Es ist nichts geschehen.«

Zeitlupennicken.

Ich wollte hier weg und schaute auf die Uhr. Erleichtert stellte ich fest, dass die Stunde eigentlich um war. Ich rutschte auf die vorde-

re Kante meines Sessels und legte meine Hände auf die Lehnen. Da Dr. Uschasnik ein ausgebildeter Psychologe war, musste er an meiner Körperhaltung unschwer erkennen können, dass ich aufstehen und gehen wollte. Tatsächlich entließ er mich und bat darum, zwei Tage darauf wieder zu kommen. Ich sagte ihm, dass ich darüber nachdenken müsse, schnappte meine Jacke und verließ mit einem knappen Gruß seine Praxis.

Nach Hause. Vielleicht war es noch da, das Spielzeug, das mir als Kind am allerwichtigsten war. Als Dr. Uschasnik mich danach gefragt hatte, wusste ich es im selben Augenblick. Und ich meinte mich auch zu erinnern, wo es verstaut lag. Wenn es niemand genommen und fortgeworfen hatte. Obwohl ich den Psychoheini verabscheute und ich mir vorgenommen hatte, ihm nicht zuzuhören und vor allem nicht das zu tun, worum er mich bat, so war das Bedürfnis nach meinem alten Gefährten aus Kindertagen nun doch übermächtig in mir. Unser Haus ist nicht nur riesig, sondern auch uralt. Eine Villa aus der Biedermeierzeit, was gut zu meinen Eltern passte. Wenn ich es mir hätte aussuchen können, bevorzugte ich eine Villa im Bauhausstil, quadratisch, praktisch, gut. Oder, wenn schon alt, oder alt aussehend, etwas pompöses pseudoklassizistisches, mit dicken Säulen vor dem Eingang, als würden tagtäglich römische Senatoren ein und aus gehen. Aber unsere Villa ist bieder, langweilig, ekel erregend romantisch, mit der hellgelben Gipsfassade, den runden Erkern, dem Türmchen und den hölzernen Verzierungen an den Fensterläden. Zu allem Überfluss ließen meine Eltern die Außenwände mit Efeu beranken.

Etwas Gutes hat dieses Haus aber trotzdem: den Dachboden. In der Villa lebte schon seit der Neubauzeit die Familie meiner Mutter, und nun wir. Meine Großmutter war im vergangenen Jahr gestorben – das tat immer noch weh, denn sie war die einzige, die mich verstand, die mich gar ab und an von ihrem Weinglas nippen ließ, obwohl ich noch keinen Alkohol trinken durfte – und somit gehörte das Haus jetzt meiner Mutter alleine, da auch sie, wie ich, ein Einzelkind war. Dies brachte die unangenehme Situation mit sich, dass

ich irgendwann diese hässliche Villa erben musste, aber das war noch lange hin, viel zu lange, um sich darüber ernsthafte Sorgen machen zu müssen.

Keine Ahnung, wie viele Generationen hier schon gelebt hatten, es mussten aber mehr als nur eine Handvoll gewesen sein, den Hinterlassenschaften nach zu schließen, die den Dachboden verstopften. Als Kind hatte ich einen Heidenspaß daran, durch diese verstaubte Welt zu streifen, immer auf Schatzsuche, immer mit vor Grusel aufgestellten Nackenhaaren.

Ich war schon lange nicht mehr hier oben gewesen. Aber als ich nun die Türklinke hinunterdrückte, sich die Tür wie in einem schlechten Horrorfilm quietschend öffnete und ich meinen Fuß auf den stauartigen Boden setzte, da kamen zahlreiche Erinnerungen zurück, als sei alles erst gestern gewesen. Ich erinnerte mich an den fast knöcheltiefen Staub auf dem Boden, in dem man Spuren wie im Schnee hinterließ, und die doch nach einigen Tagen wieder verschwunden waren, als wären sie nie dagewesen. Ich erinnerte mich an die Spinnweben in jeder Ecke, die allesamt größer waren als ich selbst.

Ich ging weiter in den Dachboden hinein und fand den mannsgroßen, mit goldenen Ranken verzierten Spiegel, den ich mir immer als Zauberspiegel vorgestellt hatte. Durch ihn reiste ich in viele Welten und erlebte viele Abenteuer. Alles nur in meiner Fantasie, aber damals war es echt für mich. Ich erzählte meinen Eltern davon, so detailreich und so spannend, dass ich es oftmals selbst glaubte, was ich da alles zusammensponn. Ich war schon immer eine gute Lügnerin.

Hinter einem Stapel alter Koffer, die Gott weiß welche Länder gesehen hatten, fand ich den alten Hirschkopf. Einer meiner Vorfahren musste Jäger gewesen sein, denn überall auf dem Dachboden, und teilweise auch an den Wänden unserer Wohnräume, fand man Jagdtrophäen. Ausgestopfte Vögel, Füchse und Dachse, auf Holzplatten genagelte Schädeldecken mit Hörnern in allen Größen und Formen, und eben jenen Hirschkopf mit seinem stolzen Geweih und seinen milchigtoten Augen. Mir tat er damals so leid, und ich erinnerte mich, wie ich oft stundenlang vor ihm saß und sein Schicksal trä-

nenreich beweinte. Was für ein Prachtskerl er im Leben gewesen sein musste, als er noch durch die Wälder strich, auf der Suche nach Leckereien und begattungswilligen Hirschkühen, bis mein idiotischer Vorfahr auftauchte, ihn erschoss, seinen Kopf vom Leib trennte und ihn auf eine hässliche Holzplatte nagelte. Ein Frevel. Mein Vater hatte ihn eines Tages vom Dachboden geholt und ihn in die Empfangshalle gehängt, als Garderobe. Das war ein noch größerer Frevel für mich und ich schrie so lange, bis der Hirsch wieder seinen angestammten Platz hinter den Koffern auf dem Dachboden eingenommen hatte. Nun war er immer noch hier und hatte sich kein bisschen verändert, im Gegensatz zu mir. Vielleicht ist das ja der Tod. Alles erstarrt, alles bleibt wie es ist, verändert sich nicht mehr, bis in alle Ewigkeit.

Ich ging weiter und suchte nach dem alten Schrank mit den albern romantischen Schnitzereien auf der Flügeltür. Auch dieser Schrank war für mich, wie der Zauberspiegel, ein Tor in eine andere Welt. Und als ich schließlich meinen Kinderschuhen entwachsen war, benutzte ich ihn schnöde als Aufbewahrungsort meiner Spielsachen. Ich hatte sie alle eines Tages in eine große Kiste gepackt und diese hier oben in dem Schrank verstaut. Ich hoffte, dass die Kiste noch an Ort und Stelle war. Ich machte mir Sorgen, dass meine Mutter in einem Anflug von Nächstenliebe die Sachen einem Kinderheim gespendet hatte, oder einer armen Familie.

Der Schrank stand an derselben Stelle wie immer, hier oben änderte sich nichts. Das Reich des Todes. Der würde sich hier sicherlich wohl fühlen. Ich legte meine Hände auf die beiden Knäufe der Flügeltür, drehte den linken nach links und gleichzeitig den rechten nach rechts. Es ging ganz leicht, ohne zu klemmen oder zu quietschen. Ich hielt sie so und atmete einmal kurz durch. Dann öffnete ich die beiden Hälften der Tür. Der Schrank war leer, bis auf meine Kiste. Ich war erleichtert. Die Kiste war genau dort, wo ich sie hingestellt hatte.

Ich öffnete die Klappe und mein Herz schlug etwas schneller. Ich freute mich auf das Wiedersehen mit meinem alten Bekannten.

Die Kiste war vollgestopft mit Spielzeug, das früher durch meine Hände ging und nun ein elendes Dasein im Dunkel fristete. Das

meiste hatte es nicht anders verdient, so nutzlos und hässlich wie es war. Was hatte mich nur dazu getrieben, unzählige Tage meines Lebens mit Barbie und Ken zu verbringen! Ich nahm eine nackte Barbiepuppe heraus und betrachtete sie. Interessant. Ihr fehlte ein Bein und ein Arm. Außerdem war ihr halbes Gesicht verkohlt. Ich war wohl auf irgendjemanden wütend gewesen. Ich warf die Puppe achtlos in den dunklen Schrank. Und suchte weiter nach meinem Stoffhasen. Meinem liebsten Spielzeug über viele Jahre hinweg. Mein Gefährte, mein Held. Ich erinnerte mich genau an sein schmutziggraues Fell, sein angebissenes Ohr (Monsterangriff in einem dunklen Wald), an sein heraushängendes Glasauge (Krakenüberfall auf hoher See) und seine klaffende Bauchwunde, woraus sein Füllmaterial quoll. Ich erinnerte mich an alle Abenteuer, die wir hier oben auf dem Dachboden, in meinem Zimmer oder mitten in der Stadt erlebten. Mein Stoffhase war immer dabei, und in meiner Fantasie war er quicklebendig.

Ich wühlte weiter in der Kiste. Immer noch keine Spur von ihm. Ich pfefferte ein dämliches rosa Quietschbärchen in die Ecke, hinterher flog ein Set Spielzeug-Haare-Makeup-Blödsinn, ein Feuerwehrauto, eine Spieluhr, diverse Puppen in allen Größen und Farben, Stofftiere ohne Ende – doch immer noch kein Stoffhase.

Ich warf die Sachen immer ungeduldiger aus der Kiste. Dann war sie leer. Und er war nicht dabei. Ich durchwühlte den Berg Stofftiere, der sich neben der Kiste auftürmte. Kein Hase.

Ich ließ mich auf den Boden sinken und saß eine ganze Weile im Staub und wusste nicht, was ich tun oder denken sollte.

Ich warf mir vor, dass ich mich nicht um ihn gekümmert hatte, dass ich ihn jahrelang hier oben zwischen all dem Kram habe darben lassen, als wäre er nichts anderes als eine dümmliche Barbie-Puppe. Wut kochte in mir hoch, Wut auf mich selbst. Ich sprang auf und trat die Kiste kaputt und warf mein altes Spielzeug quer über den Dachboden. Dann schlug ich eine der Schranktüren zu. Es gab einen lauten Knall, es krachte, und die Scharniere splitterten aus dem Holz. Wo war mein Stoffhase!

Mutter. Sie hatte ihn auf dem Gewissen. Ich sah sie vor mir, wie sie mit einem Hexengrinsen heimlich meinen Stoffhasen aus der Kiste stahl, um dann Gottweißwas mit ihm anzustellen. Ich rannte die Treppen vom Dachboden hinab und überlegte mir, welche Lieblingsdinge meiner Mutter nun dran glauben mussten. Ich wollte mich rächen, mit einem groß angelegten Feldzug gegen ihr Porzellan und ihre abartig teure Gläserammlung. Sie war schuld, dass mein Stoffhase nicht mehr da war. Wer sonst. Sie konnte ihn nie leiden. Weil er so schmutzig war, eine Bazillenschleuder, so nannte sie ihn, und weil sein Glasauge heraushing, an dem man sich hätte verschlucken können. Meine Mutter mochte ihn damals nicht wie sie heute Anne hasste. Sie gönnte mir keine Freude und keine Liebe. Ich schrie meinen Hass ins Treppenhaus und riss ein Bild eines meiner Vorfahren von der Wand. Wahllos, egal welcher, sie waren alle das gleiche Ungezieferpack – außer meiner Großmutter. Ohne meine Vorfahren hätte es meine Mutter nie gegeben. Sie war schuld, dass es nun meinen Stoffhasen nicht mehr gab. Und sie war immer schuld, wenn ich unglücklich war oder schlechte Laune hatte. Es reichte ein vorwurfsvoller Blick von ihr, ein dummer Kommentar. Ich hasste sie.

Ich wollte gerade die Schranktür öffnen und die Gläser darin auf den Boden werfen, als meine Mutter neben mir auftauchte.

»Durst?«, fragte sie. »Dafür haben wir aber ...«

»Was tust du denn schon hier!«, schrie ich sie an. »Gibt's keine reichen Arschlöcher mehr, denen du noch mehr Kohle in ihren fetten Arsch stopfen kannst?«

»Ich wollte wissen, wie es dir geht«, sagte sie.

»Beschissen!«, brüllte ich. »Kotzscheißfuckbeschissen! Verstehst du?«

»Was hast du denn, Liebes. Hat Dr. Uschasnik ...«

»Du hast meinen Stoffhasen weggeworfen!« Ich merkte, wie mir Tränen in die Augen stiegen. Das machte mich noch rasender. Vor meiner Mutter weinen war das letzte, was ich wollte.

»Bitte?«

»Mein Stoffhase! Der war oben in der Kiste, und nun ist er weg,

weil du ihn weggeworfen hast!« Mein Kopf platzte fast, meine Augen brannten.

»Nein, Johanna«, sagte sie in ganz ruhigem Ton. »Den habe ich nicht weggeworfen. Den hast du eines Tages verloren. Ich glaube, da warst du acht oder neun Jahre alt.«

Ich musste mich festhalten, am alten Gläserschrank, mir war übel. Ich erinnerte mich plötzlich. Sie hatte recht. Ich hatte ihn tatsächlich verloren. Alle Bilder dieses schrecklichsten aller Tage stürzten mit Macht über mich herein. Mein Stoffhase war verloren. Unwiederbringlich. Seit Jahren schon.

Ich atmete ein paar Mal tief durch, richtete mich wieder auf und schrie meine Mutter an, dass sie schuld war, schuld an allem, ich beschimpfte sie so sehr wie nie zuvor, so lange, bis sie weinte. Erst dann war ich zufrieden, ging in mein Zimmer, überlegte es mir, die Tür noch in der Hand, anders, ging wieder hinaus. Ich musste auf meinen Grünstreifen, Lärm, Gestank, Rausch, das brauchte ich jetzt. Meine Mutter stand immer noch da, in Tränen aufgelöst, ein Häuflein Elend. Geschah ihr recht. Ich ließ sie stehen und ging hinaus auf die Straße. Ich fühlte mich leichter. Das schlechte Gewissen stellte sich erst später ein.

Ich brauchte Anne. Und zwar sofort. Ich schickte ihr eine SMS, mit Treffpunkt Grünstreifen.

Nein, nicht der Kerl. Nicht heute. Er stand an der Straßenecke zur Bahnstation und wartete auf mich. Wie immer, und das schon seit Wochen. Ein Junge aus meiner Klasse. Er saß zwei Reihen hinter mir und ich spürte ständig seine Blicke in meinem Rücken. Doch seit einiger Zeit reichten ihm diese Blicke nicht mehr. Er begann, mich auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Einerseits fand ich es lustig, es schmeichelte mir, dass jemand so sehr auf mich stand, andererseits machte es mir Angst. Denn er war nicht das, was man gemeinhin einen süßen, hübschen Jungen nannte. Er war riesig. Groß, breit und füllig, nicht sonderlich muskulös, aber bestimmt kräftig, allein aufgrund seiner Masse. Er hatte ständig Sonnenbrand, sogar im Winter schaffte er

das, oder er war von Natur aus so rot, vielleicht hatte er zu hohen Blutdruck. Sehr wahrscheinlich hatte er auch zu hohen Samendruck. Er bekam nie ein Mädchen ab. Vielleicht wollte er kein anderes als mich? Davor hatte ich die größte Angst. Keine Ahnung, ob er seine Kraft unter Kontrolle hatte, wenn der Trieb ihn lenkte und ich ihn zurückwies. Bislang war noch nichts geschehen. Er hatte mich noch nicht einmal berührt, er hielt immer einen Sicherheitsabstand.

»Hey, Jo! Alles klar?« Er winkte mir zu, aus seinen Schlabberklamotten heraus, die man sogar ganz cool finden musste. Von seiner Mutter hatte er die, sie arbeitete in meinem Lieblingsklamottenladen. Einen Vater hatte er nicht, der war gestorben.

»Hey! Kevin!«, rief ich mit gespielter Überraschung.

»Sieht voll cool aus.« Kevin zeigte linkisch auf meinen Kopf. Ich blickte ihn verwirrt an.

»Die Haare. Voll geil.« Er grinste.

»Danke.« Ich bemerkte, dass er etwas hinter seinem Rücken versteckte. Ich wurde misstrauisch und ging einige eilige Schritte weiter.

»Hey, Jo! Warte!«, rief Kevin mir hinterher.

Ich beschleunigte meinen Schritt. Mein Herz pochte schneller, ich begann zu schwitzen. Was auch immer er hinter seinem Rücken versteckt hielt, es war nichts Gutes und machte mir Angst. Ich hörte seinen schweren Atem hinter mir. Meine Augen suchten überall nach Schutz. Irgendjemand musste doch sehen, dass ich verfolgt wurde, dass ich in Gefahr war. Aber sie stierten alle zu Boden, gingen ihrer Wege und bemerkten gar nichts. Ich musste selbst handeln, auf die Hilfe anderer konnte ich nicht hoffen.

Ich wandte mich ruckartig zu Kevin um und schrie, dass er mich endlich in Ruhe lassen sollte. Er blieb verdutzt stehen und kämpfte damit, sein Gewicht abzubremsern, um nicht in mich hineinzurennen. Er senkte verschämt den Kopf, hielt seine rechte Hand aber immer noch hinter seinem Rücken versteckt.

»Ich will, dass du mich in Ruhe lässt. Okay? Ich will nichts von dir! Ich steh nicht mal auf Jungs. Ich bin mit Anne zusammen. Kapierst du das?«

Kevin schaute mich erschrocken an.

»Oh, nein, nein!«, stammelte er. »Ich will nicht mit dir zusammen sein! Kam das so rüber?«

»Du gaffst mich die ganze Zeit an, lauerst mir auf, läufst mir hinterher. Immer und überall! Das nervt!«

»Entschuldige bitte«, sagte er. »Ich will dich nicht nerven, und dir auch keine Angst machen.«

»Warum tust du es dann?«

»Ich will einfach nur, dass es dir gut geht.« Er atmete einmal tief durch. »Weißt du. Ich möchte dich beschützen. Weil ich es an dem furchtbaren Tag nicht getan hab. Ich war da wie gelähmt und konnte nur zuschauen.«

»Was meinst du?«

»Den Tag, als es passiert ist. ... Du weißt schon, als ...«

»Ich weiß gar nichts, Kevin. Und ich will nichts davon hören!«
Meine Stimme wurde schrill.

Kevin schwieg und starrte mich sekundenlang an. Dann sagte er:
»Ok, gut. Ich hab geträumt, weißt du? Es war ein Engel bei mir, oder Jesus, oder Gott selbst.«

»Hör mir auf mit dem Quatsch.«

»Nein, das ist kein Quatsch. Hör mir nur ganz kurz zu. Dann lass ich dich wieder in Ruhe.«

»Was hast du da hinter deinem Rücken?«

»Gleich. Ich will dir erst von meinem Traum erzählen.«

Ich stöhnte. Ich wollte weg hier, weit weg, zu Anne.

»Ich hab also geträumt. Ich glaub, es war ein Engel, ja. Mir wurde ganz warm, und ich musste weinen, im Traum. Und der Engel sagte zu mir, dass ich auf dich aufpassen soll. – Das ist alles.«

»Du bist echt durchgeknallt, weißt du das?«

Kevin zuckte mit den Schultern. »Es war so echt. Und ich tue das. Ich hab es an dem Tag nicht getan. Und das wird mir mein ganzes Leben lang leid tun.«

»Was hast du hinter deinem Rücken?«, wollte ich nochmals wissen.

Kevin senkte verschämt den Kopf und zog seine Hand hervor. Ir-
gendetwas brachte mich dazu, zusammenzuzucken.

»Hier«, sagte er. »Hab ich für dich gepflückt.«

Ich blinzelte. »Eine Margerite.«

Kevin nickte.

Ich stieß ein Lachen hervor.

»Nicht gut?«, fragte er.

»Das ist süß, Kevin, aber ...«

»Ich dachte, weil du dich Margarita mit Zweitnamen heißt ...«

Ich erstarrte. Woher wusste er das? Er spionierte mich wohl noch
mehr aus als befürchtet. Niemand wusste davon, nur Anne. Ich trug
als zweiten Namen den meiner Mutter, eine alte Tradition meiner Fa-
milie. Mir wurde kalt.

»Schmeiß sie weg«, sagte ich.

»Gefällt sie dir nicht?«

»Schmeiß sie einfach weg!« Ich schrie.

Kevin blickte verwirrt drein.

»Und lass mich in Ruhe!«

Ich wandte mich ab, ließ ihn stehen, mit der Blume in der Hand,
rannte die Stufen zum Bahnsteig hinauf und schlüpfte durch die sich
gerade schließenden Türen der Bahn hindurch.

Es war wieder ein Bilderbuchsommertag. Die Leute saßen in den Stra-
ßencafés, spielten mit ihren Kindern im Park oder gingen einkaufen.

Ich zog mein Telefon aus der Tasche. Keine Antwort von Anne.
Aber das kam sowieso eher selten vor. Anne hatte große Probleme, ihr
Telefon zu bedienen, irgendetwas ging dabei immer schief. Das war
bei allen technischen Geräten so. Ich war schon stolz auf sie, dass sie
inzwischen den Einschaltknopf ihres Computers ohne fremde Hilfe
fand. Leider nutzte das nicht viel, denn außer Facebook brauchte sie
ihn nie, und vor kurzem hatte sie ihr Passwort vergessen und kam
gar nicht mehr rein. Ich musste lächeln. Anne war etwas Besonderes.
Manche würden sagen, sie wäre nicht besonders helle. Aber ich kannte
sie besser. Sie hatte andere Qualitäten, und die beschränkten sich

nicht nur auf ihr gutes Aussehen. Sie konnte zuhören wie sonst niemand auf dieser Welt. Ich konnte ihr stundenlang mein Leid klagen. Sie hörte zu, ohne mich zu unterbrechen. Sie hing an meinen Augen und an meinen Lippen, und am Ende sagte sie nur einen Satz oder ein Wort und all mein Leid, all meine Probleme lösten sich in Luft auf. Sie war eine Heilige. Gesandt vom Himmel, für mich. Es war kein Zufall, dass Anne zwei Jahre zuvor in meine Stadt gezogen war, meine Nebensitzerin wurde – und meine Geliebte. Oh, wie sehr ich sie liebte. Wie nichts sonst auf der Welt. Und es war eine ganz neue Art von Liebe für mich. Ich hatte meinen Stoffhasen geliebt und irgendwann einmal, in einer fernen Vergangenheit, auch meine Eltern. Und mein Pferd, das ich viele Jahre lang gepflegt hatte, bis es gestorben war. Und natürlich meine Oma. Aber nichts von alledem ließ mein Herz so schlagen wie allein ein einzelner Gedanke an ein winziges Detail an Anne, und sei es nur eine Locke ihres Haars, ihre Augen, ihre Nase, ihre Lippen, einfach alles. Oft wunderte ich mich, dass mein Herz es immer wieder aufs Neue unbeschadet überstand, wenn ich Anne gegenübertrat oder ich sie in meinem Bett hatte. Ich konnte es kaum erwarten, sie wieder zu sehen, sie in meinen Armen zu halten, sie zu riechen.

Diesen Gedanken hing ich in der Bahn nach, auf dem Weg zu meinem Minipark zwischen den Straßen, um dort Anne zu treffen, Gras zu rauchen, auch wenn uns auf der anderen Seite die Aschenwelt erwartete. Doch dann geschah etwas Unvorhergesehenes. Etwas, das nicht nur meinen Plan durchkreuzte, sondern noch mehr Verwirrung in meinem Leben stiftete.

Ich wusste nicht, was genau passiert war. Ganz plötzlich befinde ich mich in der verbrannten, zerstörten Welt, ohne dass ich auch nur einen Joint angeschaut hätte. Ich erinnere mich an einen Knall, Rauch steigt auf, die Waggons der Bahn werden an den Seiten aufgerissen, die Dächer fliegen weg, einige der Wagen werden zusammengefallen und gestaucht, als wären sie aus Papier. Körper zerreißen vor meinen Augen, zerplatzen, als wären sie Luftballons, Blut spritzt und es stinkt nach Fäkalien. Ich werde hin und hergeschleudert, stoße mir meinen

Kopf an einer Metallstange und knalle mit anderen Personen zusammen. Ich verletze mich aber nicht ernsthaft und kann mich wieder an der Stange nach oben ziehen. Dann kommt der Zug zum Stehen und ich steige aus, zusammen mit hunderten von Lumpengestalten. Asche weht mir ins Gesicht. Ich muss husten.

Ich schaue mich um. Vor mir liegt die Aschenwelt in ihrer ganzen grausamen Schönheit. Grau, verbrannt, stinkend, wie immer. Nur dass ich dieses Mal in ihr gelandet bin, ohne vorher etwas geraucht zu haben.

Das schrille Flüstern der Teufel erfüllt die raußige Luft. Es sind Tausende. Sie sind klein, aber sie sind schnell. Glänzende schwarze Schuppenkörper, zu große Köpfe, viel zu große Zähne. Sie stürzen sich auf die Lumpengestalten, beißen sich in sie fest, schlitzen sie auf und trinken ihr Blut, das in Fontänen aus ihnen herausschießt. Ich kann ihnen nicht helfen. Bin starr, gelähmt, hilflos. Der Gestank raubt mir den Atem, und der Lärm bohrt sich in meinen Kopf. Ich renne und schreie, und mir ist schlecht vor Angst.

Das nächste, woran ich mich erinnerte, war, dass wieder Sommer tag war und ich auf den Stufen vor der Praxis Dr. Uschasniks lag. Wie ich dahin gelangt war, wusste ich nicht.

Dr. Uschasnik schaute zur Tür heraus, bemerkte meinen Zustand und bat mich herein, gab mir zu trinken und schickte einen Patienten nach Hause, der in seinem Wartezimmer saß. »Notfall«, sagte er, worauf der Patient mit verständnisvollem Nicken ging.

Und ich saß Uschasnik gegenüber und wusste nicht, was geschehen, wie ich hierhergekommen war und was ich nun sagen sollte.

Uschasnik beobachtete mich eine Zeitlang, dann fragte er, ob ich Lust auf eine Übung hätte.

»Für was?«, wollte ich wissen.

»Was auch immer geschehen ist ...«

»Ich weiß es nicht«, unterbrach ich ihn.

»Das ist auch nicht wichtig. Wichtig ist, dass du wieder zu dir kommst, wieder klar denken kannst. Dafür ist diese Übung.«

»Gut.«

»Ja?«

»Fangen Sie an.«

»Also. Beginnen wir mit Fingerschnippen. Ist das in Ordnung?«

Ich nickte.

»Abwechselnd links und rechts. Erst langsam, dann immer schneller. Sagen wir, einundzwanzig Mal.«

Ich tat wie geheißen, auch wenn ich mich fragte, ob das wirklich das brachte, was er behauptete.

Als nächstes folgte eine Übung mit Musik. Uschasnik stellte mir zwei Glockenspiele hin. Eins für die linke und eins für die rechte Hand. Und tatsächlich spürte ich, wie ich mich allmählich beruhigte und wieder ich selbst wurde. Ich fasste mich, meine Verwirrung, meine Angst verebbte mehr und mehr. Die alte Jo war bald wieder da.

»Besser?«

»Besser.«

Uschasnik lächelte. Er war augenscheinlich zufrieden mit dem Erfolg seiner Übungen. Sein Lächeln verschwand geschlagene fünf Minuten nicht mehr aus seinem Gesicht, während denen er mich unentwegt anschaute. Ich hielt seinem Blick so gut es ging stand und verzog keine Miene.

»Find ich gut, deine Haare«, brach er endlich das Schweigen.

»Hatte ich heute Morgen schon.« Ich dachte mir, dass ein Psychotherapeut doch eigentlich aufmerksamer sein sollte.

»Das weiß ich«, sagte er. »Denn du hattest sie ja auch gestern morgen bei unserem Termin schon.«

Ich runzelte die Stirn. »Ich war gestern gar nicht bei ihnen. Das war heute ...«

»Nein, das war gestern.«

In meinen Gedanken herrschte Chaos. Verarschte mich dieser Kerl? Ich war mir sicher, dass ich erst heute Morgen bei ihm war.

»Gibt es einen bestimmten Grund, dass du gerade diese Farbe gewählt hast?«

»Nein. Gefällt mir eben.«

»Okay, cool.«

Ich verdrehte die Augen.

»Und diese Sicherheitsnadel?«

»Was ist mit ihr?«

Vierundzwanzig Stunden in der Aschenwelt, ohne mich daran zu erinnern? Mein Gehirn fühlte sich an, als würde es gleich in Flammen aufgehen.

»Selbst gestochen oder durch ein vorhandenes Loch?«

»Selbst gestochen.«

Uschasnik zog eine Grimasse, als fühlte er schlimme Schmerzen.

»Hat nicht weh getan«, behauptete ich.

So lange war ich doch gar nicht in der Aschenwelt!

Ich konnte mich nicht darauf konzentrieren, was er wirklich zu mir sagte. Aber ich glaube, dass es so etwas Belangloses in der Richtung war.

»Hut ab«, sagte Uschasnik. »Ich hätte damals vor Schmerzen schreien können.«

»Sie?«

»Ja, ich.« Er lächelte. »Ich hatte in meiner Jugend auch eine Sicherheitsnadel im Ohr. Hat sich aber doll entzündet, mein Ohr war so groß wie ein Tennisball, und ich musste sie wieder herausnehmen. Meine Haare waren das einzige, womit ich etwas anstellen konnte.« Er fuhr sich über seine Halbglatze: »Weißt du, ich war damals mit sechzehn, siebzehn ein Punk.«

Interessant. Warum erzählt er mir das? Ich kommentierte sein Coming-Out nicht. Ich war ohnehin viel zu sehr damit beschäftigt, über mein Erlebnis und den verlorenen Tag nachzudenken. Und wo war Anne jetzt gerade? Sie muss verrückt werden vor Sorge um mich!

»Ja, lange ists her.« Uschasnik lächelte und machte gleich darauf ein ernstes Gesicht. »Willst du mir erzählen, warum du ohne Termin zu mir gekommen bist? Irgendetwas muss wohl geschehen sein.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich wollte es ihm nicht erzählen. Nichts. Nicht, dass ich Drogen nahm und die andere Welt sehen kann, nichts davon, dass ich nicht wusste, was in den letzten vierundzwanzig Stunden mit mir geschehen war und warum ich die Aschenwelt nun auf einmal auch ohne Drogen sehen konnte.

»Du musst nicht«, sagte Uschasnik. »Dann stelle ich dir eine andere Frage.«

»Tun Sie das.«

»Ist dir eingefallen, was dir in deiner Kindheit am wichtigsten war?«

»Ja«, sagte ich.

»Und? Willst du mir davon erzählen?«

»Darüber gibt es nichts zu erzählen. Es war ein Stoffhase. Aber es gibt ihn nicht mehr, weil meine vertrottelte Mutter ihn weggeworfen hat.«

»Oh, das ist schade.«

Ich konnte nicht sagen, was mich dann dazu brachte, ihm plötzlich die Wahrheit zu sagen. Aber ich tat es. »Es war nicht meine Mutter, die ihn weggeworfen hat.«

»Nicht?«

»Nein. Ich habe ihn verloren, schon vor Jahren.«

»Oh«, sagte Uschasnik. »Das tut mir leid.« Ich meinte, echtes Mitgefühl aus seiner Stimme zu hören. »Wie bist du damals mit dem Verlust klar gekommen?«

»Weiß ich nicht mehr.«

»Aber es tut immer noch ein bisschen weh, nicht?«

»Ja«, gab ich zu. »Nicht nur ein bisschen.«

»Ja, so ist das mit Verlusten. Und sei es auch nur ein Stofftier. Hastest du noch andere Verluste zu erleiden? Willst du mir davon erzählen?«

»Meine Oma ist gestorben«, sagte ich. »Und mein Pferd.«

»Und wie ging es dir damit?«

»Ich habe geweint. Viel geweint.«

»Das ist gut. Viele tun das nicht. Und ohne Tränen gibt es keine Trauer. Wie geht es dir heute, wenn du an deine Oma denkst, oder an dein Pferd?«

»Gut«, log ich.

Uschasnik brachte darauf wieder sein Zeitlupennicken zum Einsatz. Mir wurde schwer um mein Herz. Ich war immer noch traurig,

dass meine Großmutter nicht mehr da war, obwohl sie schon vor über einem Jahr gegangen war, und es ihr jetzt ganz sicher besser ging, jetzt war sie nicht mehr krank. So wie auch mein Pferd. Es hatte sehr gelitten in den letzten Monaten seines Lebens.

»Wie geht's dir jetzt gerade?«, fragte Uschasnik weiter.

»Gut«, sagte ich. *Außer dass ich heulen und schreien könnte. Aber nicht vor dir.*

»Wie geht es Anne?«

Ich kniff die Augen zusammen. »Auch gut.«

»Hat sie sich auch die Haare gefärbt?«

»Nein, ihre sind auch so schön genug.«

»Was sagen eigentlich deine Eltern zu deiner Veränderung? Meine waren damals gar nicht begeistert.« Er lachte auf.

»Meine Mutter findet es ok«, log ich.

»Und Anne?«

»Die findet es geil.«

Uschasnik lächelte und nickte, während er wieder eine Weile schwieg.

Was war in den letzten vierundzwanzig Stunden!

»Johanna, ich würde dir gerne ein Frage stellen. Du musst nicht auf sie antworten, wenn du nicht willst. Du sollst aber wissen, dass alles, was wir hier bereden zwischen uns bleibt. Niemand anderes wird jemals davon erfahren.«

»Schießen Sie los.« *Ich muss zu Anne.*

Uschasnik nickte abermals. »Deine Freundin Anne. Sie ist mehr als nur eine Freundin für dich, habe ich recht?«

Ich schaute ihn an und überlegte, ob ich ihm darauf antworten sollte, und wenn ja, was ich sagen sollte.

»Wie gesagt, du musst nicht darauf antworten.«

»Sie ist mehr als nur eine Freundin. Aber ich werde nicht in Einzelheiten gehen.«

»Das musst du auch nicht. Für mich und meine Arbeit ist es nur wichtig, dein Verhältnis zu ihr besser zu verstehen.« Er atmete einmal tief durch. »Was denkt Anne darüber?«

»Worüber?«

»Über eure Beziehung.«

»Sie liebt mich und ich liebe sie. Fertig.«

»Und was denken die anderen über euch?«

»Nichts Gutes. Aber das ist mir scheißegal.«

»Woran machst du das fest, dass sie nichts Gutes über euch denken?«

Ich lachte trocken. »Das muss ich an nichts festmachen. Ich seh es jeden Tag in ihren Gesichtern. Manche verbergen ihre Abneigung nicht, und wieder andere zeigen ihre ekelhafte Geilheit unverholen. Aber sie sind mir egal, und Anne auch. Vollidioten.«

»Gehst du zur Schule?«

»Ab und zu. Wenn ich Lust habe.« Gelogen.

»Wie geht es dir dort?«

»Gut. Solange Anne bei mir ist.«

»Geht Anne jeden Tag in die Schule?«

»Nein. Nur wenn ich hingeh. Wenn wir nicht gemeinsam gehen, dann bleiben wir bei mir und machen uns einen schönen Tag. Und falls jemand Stress macht – die können uns mal.«

Uschasnik nickte wieder langsam. Leichter Ärger regte sich in mir. Dieses verfluchte Zeitlupennicken. Ich rutschte auf dem Sessel nach vorne. Langsam hatte ich genug von unserer Sitzung. Ich musste nach Anne sehen. Womöglich wartete sie immer noch auf mich in unserem Minipark. Seit über einem Tag.

»Willst du über etwas bestimmtes reden?«, fragte Uschasnik.

»Über was?«

»Sag du es mir.«

Ich schaute auf die Uhr, so theatralisch, dass er es sehen musste.
»Ich muss los.«

»Sehen wir uns wieder?«, fragte Uschasnik.

»Müssen wir?«

»Nein, müssen wir nicht. Aber es würde mich freuen.«

»Mal sehn«, sagte ich.

Jos Arm schmerzte. Sie musste den Stift zur Seite legen und ihre Hand ausschütteln. Es war schon hell draußen, sie hatte die ganze Nacht durchgeschrieben.

An ihrer Seite regte sich Nadeschda. Sie gähnte und streckte sich, wünschte einen guten Morgen, schaute erst ihr Blankobuch und dann Jo an.

»Entschuldige«, sagte Jo. »Ich kauf dir ein neues.«

»Was machst du denn?«

»Schreiben.«

»Das seh ich auch. Aber WAS schreibst du da?«

»Was damals passiert ist.«

Nadeschda brauchte einen Moment, um sich zu sammeln. »Das ist ... gut!«

»Ich weiß nicht.«

»Schon fertig?«

»Noch lange nicht. Hab erst den Anfang.«

»Und wie geht es dir damit?«

»Bisher noch ganz gut.«

»Darf ich's lesen?«

Jo überlegte eine Weile, bevor sie darauf antwortete. Sollte sie überhaupt weiterschreiben? Die Angst, dass die Teufel und alles wieder zurückkehren könnten, schnürte ihr die Kehle zu.

»Ich weiß es noch nicht«, sagte Jo.

»Okay«, meinte Nadeschda. »Kein Problem. Ich finds gut, dass du es aufschreibst. Wenn du der Meinung bist, dass ich es lesen sollte, dann mach ich das gerne. Wenn nicht, auch okay.« Sie streckte sich noch einmal. »Hunger?«

Jo schüttelte den Kopf. »Ich muss noch ein bisschen was aufschreiben. Es drängt heraus. Ich weiß auch nicht.«

»Tu das. Ich lass dich so lange in Ruhe.«

Ein Tag und eine Nacht komplett gelöscht. Noch dazu geriet ich nun völlig unabsichtlich in die Aschenwelt, entweder nachts, wenn ich träumte, oder mitten am Tag. War es ein Tagtraum gewesen? Oder war ich ohnmächtig? Oder war es gar – real? Ich wurde verrückt. Es war definitiv nicht normal, mitten am Tag plötzlich in einer Parallelwelt aufzuwachen, und dann auch noch vergessen zu haben, was man dort in den letzten vierundzwanzig Stunden gemacht hatte. Etwas war schräg in mir, und ich wollte dem auf den Grund gehen. Alleine. Uschasnik brauchte ich dazu nicht.

Zuvor hatte ich allerdings andere Sorgen. Anne musste gestern vergeblich auf mich gewartet haben. Als ich Dr. Uschasniks Praxis verließ, zog ich mein Telefon aus der Tasche. Immer noch keine Nachricht von Anne. Ich schickte ihr eine weitere SMS. *Treffen gleich. Grünstreifen*. Ich wollte nicht nach Hause. Auch wenn ich wusste, dass meine Mutter wahrscheinlich schon die Polizei gerufen hatte, um nach mir zu suchen. Als ich klein war, das letzte Jahr im Kindergarten, hatte sie das schon einmal gebracht. Dabei war ich nur für einen Nachmittag verschwunden gewesen – und, na gut, die halbe Nacht. Das Abenteuer mit meinem Stoffhasen auf dem Dachboden dauerte eben länger. Bis irgendwann mein Vater auftauchte und mich gewaltsam ins Bett steckte. Meine Mutter war ganz bleich gewesen und hatte verheulte Augen. So wie jetzt gerade bestimmt wieder. Ich zuckte die Achseln. Wer viel weint muss nicht so oft aufs Klo.

Grünstreifen. Auf Anne warten.

Mein Minipark sah immer noch so aus wie bei meinem letzten Besuch. Das Gras kurz und niedergetrampelt. Vermutlich musste es nie gemäht werden. Entweder es wurde gleich zertreten oder es erstickte an den Abgasen, die es von beiden Seiten zustanken. Außerdem bekam es kaum Licht ab, da die Alleebäume das meiste schon vorher schluckten und kaum etwas durch ihre Blätterkronen hindurchließen. Hundekot lag wie Tretminen herum, halb zerfledderte Plastiktüten, Fastfoodbecher, Kippen ohne Ende und benutzte Tampons und Pariser. Kurz, ein Paradies. Der Gegenentwurf zu den blitzblanken Parks und den Einkaufsmeilen der Stadt und unserem spießi-

gen Villenviertel. Ich fühlte mich hier wohl. Die meisten würden mich für verrückt erklären. Mensch Jo! Geh doch an den Strand! Runter an den Fluss! Für was ist der denn da! Keine Lust. Es war nicht die Zeit für Romantik.

Ich setzte mich auf meinen Platz und wartete auf Anne. Währenddessen grübelte ich weiter darüber nach, was in den letzten Stunden mit mir geschehen war. Ich erinnerte mich, wie ich in die Bahn stieg, ein Knall, und wie sich dann plötzlich alles veränderte. Und das ohne Hanf, und ich war wach. Mitten am Tag geschah es. Einfach so. Schnipp. Zerstörte Bahn, mordende Teufel, und dann die Stufen vor Uschasniks Praxis. Was war dazwischen? Was war nur geschehen? Fragen ohne Antworten. Es blieb schwarz in meinem Kopf. Dagegen musste ich etwas tun. Gras rauchen. Vielleicht öffnete sich dann der Lappen in meinem Gehirn, worunter die vergangenen Stunden begraben lagen. Ich packte meinen Beutel aus und begann, mir einen Joint zu bauen.

Zuerst rollte ich mir aus einem Stückchen Pappe einen kleinen Filter. Dann klebte ich drei Papierchen so aneinander, dass sie ein größeres ergaben, etwas angeschrägt, das überschüssige Papier riss ich ab. Vorsichtig legte ich ein Röllchen Tabak hinein, zum Filter, dann bröselte ich etwas Marihuana darüber. Der Duft stieg mir in die Nase und ich konnte es kaum erwarten, es endlich zu rauchen. Ich faltete alles zusammen, drehte das Papier zwischen den Fingern, bis es die perfekte konische Form hatte, leckte den Klebestreifen, drehte weiter, bis alles verklebt war und drückte am oberen Ende die losen Papierenden nach innen. Fertig.

Ich wollte mein Kunstwerk gerade anzünden, als sich ein Mann zu mir setzte. Mir blieb fast das Herz stehen, und ich konnte meinen Joint gerade noch rechtzeitig verstecken.

»Hi«, sagte der Typ, als kannte er mich, oder als ginge er davon aus, dass ich ihn kannte.

Ich schaute ihn wortlos an. Ich hatte keine Lust, neben einem wildfremdem Kerl zu sitzen, oder mit einem gar ein Gespräch anzufangen, der mich so frech von meinem Rausch abhielt.

»Geiles Wetter heute, nää?« Der Typ nickte dabei, als stimmte er sich selbst zu. Ihm fehlte ein oberer Schneidezahn, wie eklig.

Ich schwieg mich aus und betrachtete ihn aus dem Augenwinkel. So ganz unsympathisch erschien er mir gar nicht. Nur die Zahnücke fand ich nicht sonderlich ansprechend. Er sah punkig aus, mit seinen zerwuselten Haaren, seinen absichtlich unordentlichen Klamotten und seinen Tattoos auf den Unterarmen. Unordentlich aber leidlich gepflegt. So wie ich selbst. Das gefiel mir.

»Geile Haare«, sagte er. »Und die Nadel – Respekt!«

»Danke.«

Er kratzte sich am Unterarm, wo sich eine Schlange um einen Rosenstock wand.

»Biste oft hier?«

»Ja, fast jeden Tag.«

»Finds geil hier«, sagte er. »So schön schmutzig, und der Duft der Stadt, und doch irgendwie Natur.«

Ich war überrascht. Hier teilte jemand meine Vorlieben.

»Und wo wohnste?«

Ich nannte ihm meinen Stadtteil.

»Ups. Lauter reiche Säcke dort.«

Ich hob eine Schulter. »Ich schlaf da ja nur. Weil ich es mir noch nicht leisten kann, von zu Hause auszuziehen.«

Er lachte wieder. Sein Lachen hatte etwas an sich, das mir gefiel, es klang so fröhlich und unbeschwert. *Oh Gott, Jo! Das ist ein Kerl!*

»Brauchst übrigens nicht zu verstecken.« Der Typ nickte in Richtung meiner Tasche.

»Was?«

»Na, die Tüte.«

Ich schaute ihn misstrauisch an.

»Bist du 'n Bulle?«

Er lachte wieder. »Seh ich aus wie einer?«

»Keine Ahnung wie die in Zivil aussehen.«

»Schon mal einen getroffen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Heute auch nicht.« Er grinste. »Bin nämlich keiner.«

Ich nickte. Dann holte ich meinen Joint hervor und bot ihm an, mitzurauchen. Anne war immer noch nicht da, und alleine rauchen war ziemlich öde. Aber ein kleines schlechtes Gewissen beschlich mich, da ich zum ersten Mal mit einem Fremden und nicht mit Anne etwas rauchen wollte. Aber sie war selbst schuld. Wenigstens einmal konnte sie doch auf eine meiner unzähligen Nachrichten antworten!

»Ich hab was besseres«, sagte der Typ.

Ich schaute ihn fragend an.

»Knallt besser, und macht mehr Spaß.«

»Was soll das sein?«, fragte ich. »Stärkeres Gras?«

»Sowas ähnliches.« Er schaute sich kurz nach allen Seiten um und zog dann ein kleines Lederbeutelchen aus seiner Jackentasche. Er schüttelte ein kleines silbernes Pfeifchen auf seine Hand, und noch etwas, das in Alufolie eingeschlagen war.

»Ist das – Heroin?« Ich schluckte. Mit harten Drogen wollte ich nichts zu tun haben.

»Nein.« Der Typ kicherte. »Heroin spritzt man. Das Zeug hier raucht man. Und man braucht nur ganz wenig davon. Dafür setzt die Wirkung sofort ein und ist tausendmal geilere als Gras. Und genauso ungefährlich.«

Ich musterte sein Pfeifchen.

»Aber Heroin kann man auch rauchen, hab ich mal gehört.«

»Glaub mir, das ist kein Heroin. Okay? Vertrau mir. Das ist harmloses Zeug. Aber geil.«

»Hmm«, machte ich.

Der Typ hob sein Pfeifchen in die Luft und betrachtete es von allen Seiten. »Weißte«, sagte er dann. »Ich hab früher auch Gras geraucht. Aber dann hab ich das hier entdeckt. Und seither will ich nichts anderes mehr. Alles ist so viel farbiger, so viel heller, so echter, so viel intensiver und einfach viel geilere als alles andere. Und der Sex! Ich sag's dir. Einfach nur geil!« Er schnalzte mit der Zunge und grinste in die Baumkrone über uns. Sein Pfeifchen lag inzwischen in seinem Schoß.

Ich wurde neugierig und warf meine Bedenken über Bord. Ich

wollte es ausprobieren. Einmal schadet nicht. Vielleicht sollte es so sein. Der Kerl wurde mir geschickt, um endlich eine ernsthafte Droge kennenzulernen. Vielleicht taugte bei mir normales Gras nichts mehr.

Ich hätte aufstehen, weit wegrennen und niemals mehr auf diesen Grünstreifen zurückkehren sollen. Aber das wusste ich an diesem Tag noch nicht.

Der Typ faltete die Alufolie auseinander. Darin eingewickelt lagen kleine Bröckchen, hellgelb, sahen aus wie getrocknetes Baumharz. Ein kleines Stück davon legte er auf das Sieb im Pfeifenkopf und bot mir die Pfeife an. Ich setzte sie an die Lippen. Er blickte mich fragend und abwartend an. Ich nickte und er entzündete das Bröckchen mit seinem Feuerzeug. Ich zog und inhalierte den Rauch. Das kleine Steinchen knackte, als es verbrannte, wie harziges Holz im Feuer. Der Rauch schmeckte nach verbranntem Gummi. Nur ein Augenblinzeln später setzte die Wirkung ein.

Mein Gesichtsfeld zog sich zusammen, wurde weggezoomt. Alles wird schwarz, und als ich wieder die Augen öffne befinde ich mich in einem Wald von baumhohen Gräsern, verkohlt und stinkend. Sie wachsen direkt vor meinen Augen im rechten Winkel nach oben, hin zum fahlen Sackleinenhimmel. Ich brauche eine Weile, bis ich bemerke, dass ich mit meinem Gesicht im Gras liege. Ich stehe auf, worauf die Grashalme wieder auf Normalgröße zusammenschrumpfen. Von einem nahen Gebäude bricht gerade ein Stück Mauer ab, es kracht und es segelt zu Boden. Im Fallen zerteilt es sich in immer kleinere Stücke, bis auf der Straße nur noch eine Staubwolke ankommt. Ich höre, wie die Körnchen auf den Boden rieseln. Von fast jedem Gebäude rieseln verkohlte Mauerbröckchen. Vom Himmel dringt ein Rascheln an mein Ohr. Das sind die Fäden des Sackleinsens, die sich ineinander winden, sich dehnen und zusammenziehen. Ich sauge die Luft ein und rieche millionenfach verschiedene Brandgerüche. Verschmortes Gummi, verkohltes Holz, den Dampf von feuchtbrennendem Gras, blubbernden Teer, glühendes Metall, alles zugleich und doch deutlich voneinander unterscheidbar. Alles wird zu Asche, und ich kann jedes Körnchen davon sehen und riechen. Meine Sinne sind im Übermaß

geschärft, und ich bin überwältigt von der Unbarmherzigkeit dieser verbrannten Welt.

Ich fühle mich stark. So stark wie nie zuvor in meinem Leben. Unverwundbar. Ich weiß, ich kann alles und jeden besiegen, der sich mir in den Weg stellt. Ich spüre, wie die unbändige Kraft durch meine Adern fließt, sich ausbreitet, in jede einzelne Zelle, sie stählen macht und mit Energie füllt. Ich schreie es hinaus, hinauf zum Sackleinenhimmel, in die dunklen Ruinenschluchten, sie sollen mich hören, ich bin da. Zum ersten Mal habe ich keine Angst vor den Teufeln der Aschenwelt.

Und so schnell alles geschehen war, so schnell war alles wieder vorbei. Von einem Augenblick auf den nächsten wölbte sich über mir wieder der ekelerregende Sommerhimmel mit den grünen Baumkronen. Die Wattewölkchen lachten mich aus. Das Gras unter meinen Füßen war wieder grün, auf den Straßen lärmten die Motoren. Ich sank auf das Gras und blickte mich nach dem Typ um, der mir diesen Wahnsinnstripp beschert hatte. Er war verschwunden. Nirgends zu sehen. Ich war verwirrt und enttäuscht zugleich, konnte aber nicht weiter darüber nachdenken, weil mein Kopf vor piekenden Schmerzen zu bersten drohte. Ich hatte Durst wie nie zuvor. Und Hunger. Unbändigen Hunger. Mir lief sogar das Wasser im Mund zusammen, als in meiner Nähe ein Eichhörnchen einen Baum hinaufflitzte. Ich wollte es essen, und den Baum gleich mit.

Ich kramte in meiner Tasche. Kein Cent war darin. Und meine Geldbörse war verschwunden. Ganz große Klasse. So konnte ich nicht einmal mein Konto plündern, das stets gut gefüllt war, dank meiner Eltern. Was nun? Nach Hause. Auch wenn ich das als letztes wollte. Aber ohne Geld kriegst du in der Stadt nichts zu essen und nichts zu trinken, und schon gar keine Kopfschmerztabletten. Und dann dieses Sonnenlicht. Dieses grelle Licht, das sich in meinen Kopf bohrte, wie ein scharfes Schwert. Es wühlte in meinem Gehirn und machte alles nur noch schlimmer. Ich musste nach Hause. Brauchte Aspirin. Am besten eine ganze Packung. Und Wasser. Nie zuvor hatte ich solches Verlangen nach schnödem Wasser.

Als ich endlich in der Bahn saß, vermied ich es, in die fröhlichen Gesichter der Menschen zu schauen. Ich wollte meine Kopfhörer aufsetzen. Laute Musik war das einzige, was gegen diese schmierige Fröhlichkeit allenthalben half. Aber der Akku meines Telefons war leer. Mist. Und wo war eigentlich meine Geldbörse? Hat sie mir jemand geklaut? Vielleicht der Typ, während ich high war? Oder irgendeiner irgendwann in jenen dunklen Stunden, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte? Aber warum war mein teures Telefon dann noch da ...

Erst einmal raus aus der Bahn, zehn Minuten zu Fuß zur Biedermeier-Villa. Kevin, mein Stalker, war nirgends zu sehen. Zu seinem Glück.

Ich schloss die Tür auf und trat in die Empfangshalle, wo ich meiner Mutter in die Arme lief. Sie sah aus wie ich es mir vorgestellt hatte: verheulte Augen und bleich wie mit Penatencreme eingeschmiert. Hinter ihr stand mein Vater. Was tat der denn hier! Er verschanzte sich doch sonst zuverlässig rund um die Uhr hinter seinem protzigen Anwaltsschreibtisch. Und wenn er das nicht tat, war er auf Geschäftsreise, oder vor Gericht.

»Wo warst du denn?« Die Stimme meiner Mutter zitterte, als hätte sie gerade jemand erschreckt.

»Geht dich 'n Scheiß an«, schnauzte ich.

»Nicht in diesem Ton!«, tadelte mein Vater.

»Was ist! Willste mich verklagen?«, blaffte ich zurück.

»Wir haben uns Sorgen gemacht«, sagte meine Mutter.

»Was ist nur los mit dir?«, mischte sich mein Vater zu der Jammerarie. »Wenn du Hilfe brauchst, dann komm doch zu uns. So wie früher.«

Ich bließ durch meine geschlossenen Lippen. »Ihr helft mir am besten, wenn ihr mir aus dem Weg geht.« Ich zwängte mich zwischen ihnen hindurch und steuerte die Küche an.

»Dr. Uschasnik hat ...«, fing meine Mutter an, aber ich fiel ihr ins Wort.

»Ihr sollt mich einfach in Ruhe lassen! Was genau kapiert ihr daran nicht?«

»Johanna, mein Liebes«, schluchzte meine Mutter.

»Lass sie, Margarete.« Mein Vater legte seine Hand von hinten auf ihre Schulter.

Wie ich diesen Namen damals hasste. Nicht genug, dass mein Großvater meine Mutter so genannt hatte (gegen den Willen meiner Oma, wie sie einmal heimlich gebeichtet hat), nein, meine nutzlosen Eltern mussten ihn auch noch mir aufdrücken, wenn auch nur als Zweitnamen. Mein Leben lang musste ich ihn nun in meinem Pass führen und ständig sehen. Mir wurde übel. Außerdem reichte es mir. Also ließ ich meine Eltern stehen und ging in die Küche, wo ich mir vier Flaschen Wasser, den halben Kühlschrankinhalt und noch eine volle Packung Aspirin in meine Tasche packte und mich damit in meinem Zimmer verschanzte.

Meine Eltern folgten mir nicht, sie schienen es begriffen zu haben. Die Tür schloss ich aber vorsichtshalber trotzdem ab.

Ich fragte mich, warum ich so extremen Durst und Hunger hatte und woher die hämmernden Kopfschmerzen rührten und führte es darauf zurück, dass ich seit über einem Tag weder etwas gegessen noch getrunken hatte. Das holte ich nun nach. Ausgiebig. Nach einer halben Stunde waren meine Vorräte restlos aufgebraucht und die fünf Aspirintabletten taten endlich ihren Dienst.

Dann entdeckte ich meine Geldbörse. Sie lag auf meinem Schreibtisch. Ich hatte sie vergessen mitzunehmen. Mich beschlich ein schlechtes Gewissen gegenüber dem Typ, den ich kurz verdächtigt hatte, mich beklaut zu haben, während ich high war.

Ich stöpselte mein Telefon ans Ladekabel und war gespannt, ob sich Anne nun endlich gemeldet hatte. Keine Nachricht von ihr. Ich rief sie an. Wenn sie schon keine SMS beantworten konnte, würde sie vielleicht wenigstens ans Telefon gehen. Aber es war ausgeschaltet. Ich seufzte und schickte ihr noch eine SMS. *Müssen uns unbedingt treffen. Habe viel zu erzählen. Vermiss dich.* Senden.

Ein wenig Schlaf würde mir gut tun. Ich legte mich ins Bett und nahm mir vor, bei Anne vorbeizuschauen, wenn ich wieder wach war, sollte sie sich bis dahin nicht gemeldet haben. Ich versuchte, einzu-

schlafen. Doch obwohl ich so müde war wie selten zuvor, wollte es mir nicht gelingen. Ein Gedankenkarusell hinderte mich daran. Mochte mich Anne nicht mehr? Warum meldete sie sich nicht! Hatte sie eine andere kennengelernt? Oder ist ihr gar etwas zugestoßen? Irgendwann übermannte mich doch der Schlaf.

Als ich wieder aufwachte, saß Anne auf meiner Bettkante und sagte »Hi«, sobald ich die Augen aufgeschlagen hatte.

Ich blinzelte ein paar Mal und fragte, wie sie in mein Zimmer gekommen war, es war doch abgeschlossen.

»Ich hab doch 'n Schlüssel, Dummerchen«, sagte sie.

Ich hatte allen Grund, auf sie sauer zu sein, sie zur Rede zu stellen, warum sie in letzter Zeit keine einzige meiner Nachrichten mehr beantwortete. Doch ich war so glücklich, sie zu sehen. Ich wollte sie auf der Stelle umarmen und ihre Nähe spüren. Ich setzte mich auf und küsste sie. Doch sie schob mich weg und rümpfte die Nase.

»Seit wann hast du nicht mehr geduscht?«

Ich äußerte mich nicht dazu, sondern verschwand gleich ins Badezimmer, befahl ihr vorher jedoch, hier auf mich zu warten und sich keinen Millimeter zu bewegen.

Renndusche, Zähneputzen, dann sprang ich nackt und nass zu Anne ins Bett und begann, ihr die Kleider vom Leib zu reißen.

»Was wolltest du mir denn erzählen?«, fragte sie.

»Später«, sagte ich. »Sei still und leg dich hin.«

Sie tat wie befohlen und ich küsste sie. Überall. Es war wie im Rausch – der Duft ihrer Haut, ihre weichen Haare, ihre warmen Lippen – ich sog alles in mich auf. Bis ich erschrak und von ihr wegsprang. Statt Annes Gesicht küsste ich plötzlich den Typ mit der Zahnücke. Das Bild war nur für den Bruchteil einer Sekunde zu sehen, aber es genügte, um mich aus der Bahn zu werfen. Ich schüttelte mich und warf mich nochmals auf Anne. Doch das Bild ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Immer wieder sah ich das Gesicht von diesem Kerl. Ich schloss die Augen, aber es wollte nicht verschwinden. Anne drückte mich weg und fragte, was los sei.

»Ich weiß es nicht.«

»Bin ich dir heute nicht hübsch genug?«

»Blödsinn.« Ich runzelte die Stirn. »Wie kommst du denn auf so einen Müll!«

»Dachte nur«, sagte Anne. »Du bist heute so komisch. Gar nicht richtig bei der Sache.«

»Das liegt nicht an dir«, versicherte ich ihr. »Es liegt an diesem Typ.«

»Was für n Typ?«

»Hat was damit zu tun, was ich dir erzählen wollte.«

»Dann erzähl's mir doch einfach«, bat Anne. »Vielleicht geht's dir danach wieder besser.«

Ich seufzte.

»Na gut. Aber danach machen wir weiter, ja?«

Anne lächelte.

»Ich wollte mich gestern auf dem Grünstreifen mit dir treffen«, begann ich.

»Echt?«

»Ja, echt! Liest du denn meine Nachrichten nicht?«

»Oh. Mein Telefon ist grad kaputt«, entschuldigte sich Anne.

Ich stöhnte. »Kannst du mir das vielleicht mal früher sagen? Weißt du, wie oft ich versucht habe, dich zu erreichen, und wie sehr ich dich gebraucht hätte?«

»Wieso denn? Was war n los?«

»Na, ich wollte gestern zum Grünstreifen, und auf dem Weg da hin bin ich auf Kevin gestoßen ...«

»Hi hi.«

»Was lachst du?«

»Ich find den nett, den Kevin.«

Ich schaute sie verdutzt an. »Nett? Das ist ein Vollidiot!«

»Sei doch nicht so gemein. Ich find ihn süß ...«

Ich rollte mit den Augen. »Willst du jetzt ne Hete werden oder was?«

»Nein«, wehrte sie sich. »Aber ich darf ihn doch süß finden. Er mag dich und kümmert sich um dich. Daran ist doch nichts verkehrt.«

»Ich mag ihn nicht, und ich will nicht, dass er sich um mich kümmert.« Ich merkte, wie sich ein Streit zwischen uns entwickelte. Das brauchte ich jetzt mal so gar nicht.

»Ist ja auch egal.« Ich versuchte, mit ruhigerer Stimme fortzufahren. »Ich bin in die S-Bahn, und dann ist was geschehen, was ich nicht begreife. Es gab einen Knall, dann wurden die Türen weggerissen, genauso wie die meisten Seitenteile und die Dächer. In kürzester Zeit waren alle Waggons komplett zerstört und die Bahn blieb stehen. Mitten in der verbrannten Welt, wo tausende von kleinen Teufeln auf die Passagiere warteten, um sie auszutrinken.«

»Hattest du was geraucht?«, fragte Anne.

»Nein! Das ist es ja! Es ist einfach so geschehen, mitten am Tag!«

»Seltsam.«

»Noch viel seltsamer ist, was dann kam. Denn das nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich vor Uschasniks Praxis aufgewacht bin. Und das war heute, also einen kompletten Tag später.«

»Und was war dazwischen?«, fragte Anne.

»Das weiß ich eben nicht!«

»Hast du mit Uschasnik darüber gesprochen?«

»Ja, aber der labert nur Scheiße. – Aber ist ja auch egal.« Ich kämpfte die Tränen nieder. »Ich werd schon noch herausbekommen, was mit mir geschieht. Und ich weiß auch schon wie.«

Ich atmete einmal tief durch und erzählte ihr, wie ich dann auf unseren Grünstreifen ging, den Typ traf und von der neuen Droge, die alles bisher dagewesene in den Schatten stellte. Ich erzählte ihr, wie stark und unbesiegbar ich mich währenddessen in der Aschenwelt fühlte.

»Du musst das auch mal probieren. Ist der Hammer!«, versuchte ich Anne zu überreden. Aber Anne zierte sich, sie hatte Angst.

»Eigentlich wollte ich nie Drogen nehmen«, sagte sie.

»Jetzt komm schon. Hab dich nicht so. Ist ganz harmlos das Zeug.«

Anne grübelte eine Weile. »Ich vertraue dir, Jo. Und wenn du sagst, dass es harmlos ist, dann glaube ich dir.«

Ich klatschte in die Hände und sprang auf.

Ich zog mich an und steckte meine Geldbörse in die Tasche. Mein Telefon brauchte ich nicht, Anne war bei mir und ihres sowieso kaputt. Und jemand anderes brauchte mich nicht zu erreichen.

Auf dem Weg zur Bahn lauerte uns wieder Kevin auf. Ganz zufällig habe er hier gestanden. Ha ha.

»Was machstn heute?«, fragte er.

»Wir gehen in die Stadt«, antwortete ich kurz angebunden und wollte weiter, ihn einfach stehen lassen.

»Wir?«, fragte er.

»Ja, Anne und ich, du Vollidiot.«

»Ach so, ja.«

Mein Gott, war dieser Kerl verblödet. Er beachtete Anne mit keinem Blick und sagte nicht einmal Hallo. Kevin wurde mir immer unheimlicher. Er schien so auf mich fixiert zu sein, dass er sonst nichts wahrnahm.

»So, Kevin. Hör mir mal zu«, sagte ich. »Ich sag das nur ein einziges Mal.«

Er nickte.

»Es ist ja toll, dass du dich um mich sorgst.«

Er lächelte.

»Aber ich hab keinen Bock drauf! Ich will, dass du mich in Ruhe lässt. Ich will dich auch nicht mehr sehen. Denn mir wird davon übel. Hast du mich verstanden?«

Er nickte immer noch, aber sein Lächeln war gestorben.

»Also dann, ein schönes Leben noch.« Ich griff nach Annes Hand und ließ Kevin stehen. Er machte keine Anstalten, uns zu folgen, meine Ansprache schien also gewirkt zu haben.

»Du bist echt gemein«, ließ sich Anne vernehmen.

Ich schwieg mich aus und zog sie mit mir in die Bahn, die gerade in den Bahnhof einfuhr.

Ich rechnete damit, dass Anne nochmal das Kevinthema aufgreifen würde, aber sie ließ es bleiben. Es hätte sowieso nichts genutzt. Für mich war es nämlich erledigt.

Wir mussten nur zwei Stationen fahren und noch ein paar Minuten zu Fuß gehen, dann waren wir bei unserem Minipark angelangt. Während der Fahrt hielt ich Annes Hand fest. Ich hatte Angst, wieder in der Aschenwelt zu landen, bevor wir etwas zu rauchen hatten. Doch wir hatten Glück. Und als wir auf dem Grünstreifen angelangten, saß der Typ mit den Steinchen auf meinem Platz im plattgetrampelten Gras und stierte Löcher in die Baumkrone über ihm. Es sah ganz so aus, als wartete er auch mich. Und dem war wohl auch so.

Ich bat Anne, etwas entfernt stehen zu bleiben und auf mich zu warten, aber unauffällig. Immerhin ist es illegal, Drogen zu konsumieren und sowieso, mit ihnen zu handeln. Vielleicht wurde der Typ misstrauisch, wenn ich gleich zu Anfang meine Freundin mit im Schlepptau hatte.

Anne hatte damit kein Problem. Sie fand den Typ gruselig und war froh, nicht in seine Nähe gehen zu müssen.

Ich ging alleine zu ihm und sagte »Hi«.

Er zuckte zusammen und schaute mich erschrocken an, als hätte ich ihn bei etwas Verbotenem erwischt. Aber sein Gesicht hellte sich auf, als er mich erkannte.

»Hey! Schöne Frau! Na, alles im Lot?« Er grinste mich an, und ich musste mich anstrengen, nicht fortwährend auf seine Zahnücke zu glotzen.

»Mir geht's prima. Dir?«

»Alles chicko. Komm her, setz dich.«

Ich hatte darauf gehofft.

»Schon wieder so geiles Wetter heute.« Er blickte in die Baumkrone über ihm. Ich fragte mich, ob er da etwas verloren hatte.

»Und?«, fuhr er fort. »Wie war die Reise gestern?«

»Äh?«

Er lachte. »Na, der Trip! Geil, nã?«

Ich nickte.

»Wusst ich.« Er zwinkerte wieder. »Ist schon geiles Zeug das.«

»Darum bin ich hier«, sagte ich.

»Willst noch 'n Trip?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das heißt, schon. Aber ich wollte dich fragen, ob du mir vielleicht etwas davon verkaufen könntest.«

»Bist dir sicher?«

Ich nickte.

»Is aber nicht ganz billig das Zeug. Dafür brauchst auch ganz wenig, weißte ja.«

»Was kostet es denn?«

»Nun. Ich hab immer Päckchen à zwei Gramm. Das reicht gut und gerne für zehn bis fünfzehn Trips. Ewig also. Kostet aber zweihundert Scheine.«

»Scheiße«, entfuhr es mir. »Soviel hab ich nicht dabei. Kann ich auch weniger kaufen?«

»Was hastn dabei?«

»Hundert.«

»Hmm«, grübelte er. »Weißt was? Ich mag dich und außerdem bist du eine der hübschesten Frauen, die ich seit langem gesehen hab.«

Ich merkte, wie ich rot wurde und wünschte mir, er würde damit aufhören. Bin sowieso lesbisch, wollte ich ihm sagen, seine Komplimente konnte er sich sonstwo hinstecken.

Aber er sprach weiter: »Ich mach dir heute einen Endlich-Hab-Ich-Wieder-Ne-Schöne-Frau-Gesehn-Sonderpreis. Du gibst mir deinen Hunni und ich dir ein Päckchen mit zwei Gramm.«

»Legst du dann nicht drauf?«

»Kein Problem.« Er winkte ab. »Einmal kann ich das machen und für dich sowieso. Bist mir das wert.« Er zwinkerte mir zu.

»Nächstes Mal kann ich dir dann alles bezahlen«, sagte ich. »Mein Konto ist voll.«

Er winkte ab. »Seh es als Geschenk an. Ok, mein Schatz?«

»Oh«, sagte ich. »Danke.« Ich kramte meine Geldbörse hervor und er legte hastig seine Hand auf meine.

»Hey, hey, nicht so flott«, sagte er. »Hast noch nich oft was gekauft, was?«

Ich schüttelte den Kopf. »Hatt ich immer von Freunden.«

»Also, ich sag dir, wie's läuft. Du lässt dein Beutelchen schön stecken und versuchst, die Scheinchen, oder das Scheinchen, was immer du da drin im Dunkeln versteckst, möglichst unauffällig rauszuholen. Dann packst du es in deine Hand, zerknüllst es und umarmst mich zum Abschied. Dabei gibst mir die Kohle. Ich geh dann weg und lass dein Geschenk beim fünften Baum links von hier fallen. Du wartest n paar Minuten, gehst dann dahin und nimmst es, natürlich auch unauffällig, bind dir die Schuhe oder so was. Ist n bisschen wie Ostereier suchen. Nur heimlicher.« Er lachte. »Hast das in dein süßes Köpfchen gekriegt?«

»Ja.«

»Na, dann is ja alles chicko. Also, kannst loslegen.«

Ich tat wie mir aufgetragen war, was sich als gar nicht so leicht herausstellte. Aber es klappte schließlich. Wir standen auf, umarmten uns, ich drückte ihm dabei den Hunderteuroschein in die Hand und er ging, während ich mich wieder hinsetzte und darauf hoffte, dass er das Päckchen auch wirklich dort deponierte, wo er behauptet hatte. Ich beobachtete ihn aus dem Augenwinkel heraus. Und tatsächlich sah ich es kurz aufleuchten, als der Typ am fünften Baum etwas kleines Silbernes fallen ließ. Ich war erleichtert. Ein wenig hatte ich gefürchtet, hundert Euro umsonst ausgegeben zu haben.

Als der Typ außer Sicht war, setzte sich Anne zu mir ins Gras und fragte: »Und, hast was?«

»Gleich«, sagte ich. »Muss noch kurz ein bisschen warten, dann kann ich es mir abholen.«

»Versteh ich nicht«, sagte Anne.

»Musst du auch nicht. Vertrau mir einfach.«

Fünf Minuten später beugte ich mich fünf Bäume weiter auf den Boden, um meinen Schuh zu binden und steckte mir das Alufolienpäckchen in die Tasche.

TIMON SCHLICHEN MAIER AUTOR

mail@timonschlichenmaier.de

www.timonschlichenmaier.de

twitter @timonschl

fb.com/t.schlichenmaier

